Erzählungen.

Von

G. Merkel.

Erstes Bändchen.

Berlin, 1802.

G. n. 3150

Erzählungen.

Von

G. Merkel.

Erstes Bändchen.

Berlin, 1802.

G. n. 3150.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

160 B Schr

Innhalt.

Seite.

I. Rousseau's Reise nach Paraclet 7.

II. Rousseau, der Rächer der Unschuld 42.

III. Snitger. Ein Bruchstük aus der Hamburgischen Geschichte. 73.

Seite.

IV. Signora Contarini. Eine Venezianische Novelle. 100.

V. Männerstolz vor Fürstenthronen 127.

VI. Auch ich war in Arkadien. Eine Reminiscenz. 137.

Merkels

Erzählungen.

Erstes Bändchen.

Einleitung.

Ich wünsche dem Publikum Glük! Ihm stehen große Genüsse, große Rührungen und große Entzükungen bevor. Noch ist nicht alles gedrukt, was Rousseau schrieb. In den Händen der edelsten unter seinen Freundinnen, der Mylady Howard, ist ein Manuskript, das an Interesse für das Herz vielleicht selbst der Heloise an die Seite gesezt werden kann. Eine Abschrift desselben lag im Portefeuille des bekannten Grafen d'Antraigues, das ihm bei seiner Verhaftung abgenommen wurde, und soll jezt bei dem Bürger Lakanal seyn. Es enthält Rousseau's Urtheil über Wielands Agathon, der ihm übersezt zugeschikt wurde; ferner, seine zürnende Antwort, als Diderot ihm im Namen der Kaiserin von Rußland eine Pension von zehntausend Livres antrug, mit der verschwiegenen Bedingung, sie nicht in sei-

nen Schriften herabsezend zu beurtheilen; es enthält endlich auch die beiden folgenden Begebenheiten. Ich hörte die leztern, — man frage nicht, wo? — ich hörte sie, und sie brachten die tiefe Rührung bei mir hervor, welche die Antwort jedes gefühlvollen Herzens ist, wenn Rousseau zu ihm spricht. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehn, sie aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben, und übergebe sie dem Publikum, so gut — das heißt, bei Begebenheiten dieser Art, so einfach — ich sie vorzutragen vermochte. Wozu Beredsamkeit, wo die Sache selbst tiefdringender anspricht, als die gewähltesten Ausdrüke es vermöchten? Wozu Schilderung von Gefühlen, die von selbst in dem Herzen des Lesers erwachen müssen, wenn die Erzählung nicht ganz verunglükt ist?

Wer weiß, wie viele Jahre noch vergeßen, ehe Rousseau's eigne Erzählung erscheint! Und wenn es einst geschieht, — o, ich werde der Erste seyn, der dann der meinigen vergißt!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Rousseau's Reise nach Paraclet.

I.

Man hat Rousseau unzähligemal verächtlich bemitleidet und getadelt, daß er die wirklichen und vermeinten Angriffe seiner Feinde so tief empfand, und jeden Tropfen Galle, den sie ihm bereiteten, mit so kläglicher Emsigkeit in den Kelch seines Lebens sammelte. Aber war diese Reizbarkeit nicht Grundlage seines bewundernswürdigen Talents, die innersten Gefühle des menschlichen Herzens mit so erschütternder Wahrheit nachzutönen, und die erhabenen Säze, die seinen Geist unablässig beschäftigten, mit so furchtbarer Energie zu verkündigen? Hätte er die Heloise schreiben, hätte er durch seinen Emil und seinen Urvertrag den Charakter des jezigen Zeitalters so entscheidend bestimmen können, wenn er fähig gewesen wäre, ganz unempfindlich zu bleiben bei den beschimpfenden Angriffen Voltairens und Diderots? oder auch nur jener kleinen Elenden, die jedes aufglänzende Talent umflattern, wie Motten und Fledermäuse das Licht? die „ihres

Nichts durchbohrendes Gefühl" wenigstens durch das schmähende Geheul übertäuben wollen, mit dem sie überall das wahre Verdienst verfolgen? Immerhin nenne man das Huldigung; immerhin sage man: die Nachtigall singt lauter zum Monde empor, die Wölfe heulen, und beides ist Anerkennung seiner Stralen! — Kalte Vernünftler, die ihr so sprecht, stolz auf die zähe Stumpfheit euer Nerven! Wenn ihr sagt: „wir hätten uns gleichmüthiger, philosophischer benommen, als er!" — sagt ihr nicht zugleich: wir haben nicht sein Genie? —

Einst kehrte er ernst und trübe von einem Spaziergange in den Tuilerien zurük. Er war Colportören begegnet, die eben ein neues Pasquil gegen ihn ausriefen. Eine Menge Vorübergehender hatten ihn mit einer beleidigenden Neugier angestaunt; einige waren ihm sogar mit heimlichem Flistern gefolgt: wenigstens überredete ihn seine Hypochondrie davon, und legte die schlimmste Deutung hinein. Voll bittern Schmerzes über die unermüdet sinnreiche Bosheit seiner Feinde, floh er nach Hause. „Nur das also ist die Freistatt, wo ich die Verläumdung wenigstens überhören kann, und mich die dummdreiste Unverschämtheit nicht erreicht!" dachte er, indem er die lezte Treppe erstiegen hatte, und die Thüre seines Dachstübchens öffnete. Da saß ein Fremder, und unterhielt sich mit Theresen.

Rousseau gieng mit einer finstern Mine auf ihn zu, und fragte heftig: „Wer sind Sie, mein Herr? Was wollen Sie?“

Der Fremde stand einige Augenblike stumm vor ihm da, und betrachtete den Verfasser des Emile mit Rührung und Ehrfurcht. Endlich überreichte er ihm einen Brief. Kaum hatte Rousseau die Aufschrift desselben gesehen, so drükte er den unbekannten Jüngling schon an seine Brust, und zwanzig zärtliche Fragen drängten sich über seine Lippen. Es war die Handschrift der Lady H——, der geistreichen, zartfühlenden Frau, die, allein unter der großen Schaar seiner sogenannten Freunde und Freundinnen, an dem unglüklichen Weisen nie auf einen Augenblik irre ward; deren idealisch-schönes Bild immer wie ein lächelnder Genius vor seiner Seele schwebte, wenn sie Kraft gewann, sich über das Gewölk des Unmuths zu erheben; deren Freundschaft und Hochachtung ihn so beseligte, daß er ohne Neid ihren schönen, jugendlichen Liebling im Besiz ihrer Reize sah.

2.

Der Fremde war ein junger Künstler aus der Schweiz, und hieß Thurneisen. Er verdiente, von einer Lady H—— einem Rousseau empfoh-

len zu werden: das heißt alles sagen. Er mußte während seines kurzen Aufenthalts täglich das Dachstübchen besuchen, das er mit Recht das Heiligthum von Paris zu nennen pflegte. Rousseau gewann seinen edeln, hellen Geist und seinen biederen Charakter bald so lieb, daß er seine Bekanntschaft als eine neue Gunstbezeigung der angebeteten Freundin betrachtete.

Am achten Tage kam der Jüngling in Reisekleidern zu Rousseau. „In einer Stunde," sagte er, „fahre ich nach Paraclet. Ich will zu Heloisens Grabe wallfahrten; ich will es mir öffnen lassen." — Reisen Sie allein? fragte Rousseau zerstreut. „Nein," erwiederte der Fremde mit einiger Verlegenheit; „ein Herr Lille begleitet mich." Rousseau gieng unruhig und immer zerstreuter auf und ab. Das Gespräch wollte nicht fließen, und Thurneisen gieng.

In der Thüre wendet er sich plözlich noch einmal um. „Ich muß es nur gestehen," sagt er stokend und erröthend; „der Herr Lille, der mich begleiten sollte, — sind Sie! — Ich hoffte, ich rechnete so fest darauf, auch Sie würden wünschen, einmal an Heloisens Grabe zu stehen, daß ich gleich zwei Size in der Diligence bedungen habe." Rousseau umarmte ihn lebhaft. Thurneisen hatte den Wunsch errathen, der in St. Preux's Seele bei dem Namen Paraclet

entstehen mußte. In wenigen Minuten stiegen sie schon in den Wagen.

3.

Ihnen gegenüber saß ein alter Roßtäuscher mit einer rothen Plüschweste, dem grellen, altmodischen Puze, und den schlau-bedeutenden, unaufhörlich nach baarer Realität spähenden Bliken, welche die wandernden Handelsleute aller Nationen auszuzeichnen pflegen; neben ihm ein feister Kanonikus, auf dessen breitem Gesichte Wohlgefallen an sich selbst und an der Welt, die so viele köstliche Weine und Speisen hervorbringt, lächelte, wiewohl durch geistlichen Stolz und orthodoxen Ernst gemäßiget; neben ihm ein Mädchen von etwa neunzehen Jahren. — Froh über die Reise, noch unendlich froher, einmal, ohne vom Fluche der Celebrität verfolgt zu werden, unter den Menschen wandeln zu können, drükte sich unser Lille, dicht in seinen Mantel gewikelt, in die Eke des Wagens, und betrachtete seine Reisegefährten. Bald würdigte er die beiden Männer keines Blikes mehr; das Mädchen allein zog seine ganze Aufmerksamkeit an.

Man weiß, wie offen sein Herz stets den Eindrüken der Schönheit und Unschuld war: aber hier wurde eine viel edlere Saite berührt. Die

lebhafteste Theilnahme erwachte in seiner Seele; denn das Mädchen schien unglüklich, sehr unglüklich zu seyn. Auf einem reizenden Gesichte, neben dem lieblichen Ausdruk der Sanftmuth und Sittsamkeit, hatten tiefer Gram und untröstlicher Schmerz ihr Gepräge eingegraben. Die großen, seelenvollen Augen, die das Mädchen so unverwandt auf die Räder heftete, schienen der Thränen sehr gewohnt zu seyn, und ihre dichtgeschlossenen Lippen zu oft vergebens um Theilnahme geflehet zu haben, um nur noch einen Seufzer entschlüpfen zu lassen.

Lille's Augen ruhten sinnend auf den Augen des Mädchens, auf ihren abgehärmten Wangen. Sein menschenfreundliches Herz blutete schon für sie, ohne daß er noch ahnen konnte, welches Mißgeschik es sei, das diese reizende Blüthe zu Boden beuge. Seine rege Phantasie erzählte sich zehn Lebensgeschichten des interessanten Geschöpfes. Nein, sagte er zu jeder, so arg kann es nicht seyn! Und doch, wie tief blieben alle seine Gebilde unter der Wahrheit!

Er sann nach, zu welchem seiner Gefährten das Mädchen gehören könne. Zum Roßtäuscher vielleicht? Etwa eine tyrannisirte Tochter, — oder Nichte, — oder gar Frau? — Ihre Kleidung, die sehr rein, aber äußerst ärmlich war, widersprach den Bliken voll Geldgefühl, die der

Mann um sich her warf; auch starrte er ihr eben mit der unverschämten Neugier der Roheit ins Gesicht. — Vielleicht zum Geistlichen? Noch eh' er sich deutlich machen konnte, was es in den beiden Gestalten eigentlich sei, das ihm nicht erlaube, sie als Gefährten zu denken, wandte sich der Kanonikus mit einem breitgesprochenen: „Apparemment que Vous allés à — —?“ an das Mädchen.

Also allein, allein auf einem öffentlichen Wagen, und erst neunzehen Jahr? — Läge nicht dieser hohe Seelenadel auf ihrem bleichen Gesichte; hätte sie nicht bei der Frage des Kanonikus ihr schönes, schwarzes Auge so langsam und ruhig aufgeschlagen, so gefaßt ihr „Nein!“ gelispelt, und dann wieder den schwermüthigen Blik auf die Gleise geheftet — Unmöglich! Nur Liebe, unglükliche, hoffnungslose, verrathene Liebe konnte dieses Gesicht so rührend abzehren.

4.

Lille schwieg, das Mädchen auch; der Geistliche und der Roßtäuscher besprachen sich von dem Marstalle des Erzbischofes: das konnte dem jungen Künstler nicht sehr unterhaltend seyn. Er [illegible] Buch aus der Tasche, und las. Als er

es auf einen Augenblik niederlegte, warf ein Stoß des Wagens es in den Schooß des jungen Frauenzimmers. Sie that einen Blik hinein, und mit einem sanft bittenden Tone, der aber alles das dringend Begehrende leidenschaftlich exaltirter Seelen hatte, sagte sie: „O, haben Sie noch einen Band bei sich, so bitte ich Sie, ihn mir zu leihen.“ Thurneisen gab ihr das Buch, und Lille sah seinem Freunde neugierig über die Schulter. Welche Lektüre hätte ein gefühlvolles Herz für die Reise nach Paraclet wählen können, als — die neue Heloise! Selten hat wohl ein junger Dichter mit solchem Herzklopfen aus seiner Gitterloge in's Parterre hinabgelauscht, das eben seine Lieblingsarbeit richten sollte, als Lille das Mädchen beobachtete. Er fühlte, ihr Herz mußte zu den wenigen gehören, für die allein er so oft wünschte, geschrieben zu haben.

Sie hatte noch nicht lange gelesen, da füllte sich ihr Auge mit Thränen, da wallte ihr Busen mit Heftigkeit, und sie riß ihr Schnupftuch aus der Tasche, um ihr Gesicht zu verhüllen und ihr Schluchzen zu dämpfen. Das Buch entsank dabei ihrer Hand. Wie ein Olympischer Sieger nach seinem fallenden Kranze, griff Lille schnell zu, ehe das Buch zuschlagen konnte, um zu sehen, welches die gelungene Stelle sei, die ihm diesen Preis erworben habe. Es wår der herzzerreißende Brief, den St. Preux auf der

sen schrieb, von dem er Juliens Wohnstatt sah, und zugleich die nahe Wahrscheinlichkeit einer ewigen Trennung.

Er zürnt mit der nie weilenden Sonne, mit der flüchtigen Zeit, mit der entschlüpfenden Gelegenheit, und mit seiner verblendeten Geliebten, die ein chimärisches Glük für eine Zeit sucht, da sie beide nicht mehr seyn werden. „Deine Schönheit, selbst deine Schönheit, blühet nur für eine bestimmte Frist: sie muß schwinden und untergehen, wie eine Blume, die ungepflükt abfällt; und ich indeß, ich ächze und leide: meine Jugend verzehrt sich in Thränen, und welket im Schmerz. Bedenke, bedenke Julie, daß wir schon Jahre zählen, die für das Glük verloren sind! — Nur noch ein Wort! Du kennst den alten Gebrauch des Leukadischen Felsens, die lezte Zuflucht unglüklich Liebender. Mein Aufenthalt ist ihm ähnlich in vielfacher Rüksicht. Der Felsen ist steil; das Wasser ist tief, und ich bin in Verzweiflung!“ Wie viele zärtliche Thränen mögen schon auf diese Worte geflossen seyn!

Lille legte schweigend das Buch wieder auf den Schooß des Mädchens, und hüllte sich dicht in seinen Mantel, um zu verbergen, wie tief auch er gerührt war. Welche Einnerungen wurden in St. Preux's Seele erwekt, und wie innig bemitleidete er das Mädchen, das schon im neunzehn-

ten Jahre jenen Ausbruch der Verzweiflung so ganz verstand! —

5.

Der Geistliche war allmählig eingeschlummert, und hatte von dem ganzen Vorgange nichts bemerkt: jezt reizte die Rührung des jungen Mädchens seine Neugier. Auch er langte nach dem niedergelegten Buche; aber kaum hatte er den Titel gelesen, als er es voll Abscheu wieder hinwarf. „Wie?“ rief er entrüstet, und mit dem ganzen Vornehmthun seines Standes; „wie, Jungfer? Sie schämen sich nicht, ein solches Buch zu lesen? Und noch dazu öffentlich, auf dem Postwagen? Dacht' ich es doch gleich, als ich Sie allein einsteigen sah, daß Sie ein solches Früchtchen wären! Ist es nicht eine Schande, daß alles Gesindel, wenn es nur ein paar Livres in der Tasche hat, sich in die Diligence pfropfen darf?“

Das Mädchen warf einen matten Blik auf ihn, der niederschlagen sollte, aber nur flehte; Muthlosigkeit und inniges Bewußtseyn des Unglüks erstikten den schwachen Schimmer des Selbstgefühls in ihm. Der junge Schweizer fuhr mit Heftigkeit auf: „Keine Beleidigung,

Herr Kanonikus, wenn Sie nicht mit mir wollen zu thun haben! Dies junge Frauenzimmer hat im Postwagen, und überall, so viel Recht, wie Sie. Das Buch hat sie von mir: was kümmert es Sie, wenn sie es liest! Es gefällt Ihnen nicht? Das glaube ich wohl! Für — Kanonikos würd' es nicht geschrieben."

Nur einen grimmigen Blik warf der Geistliche auf ihn; dann fuhr er fort, obgleich mit merkich sanfterem Tone: „Sie haben das Buch nicht mitgebracht, Mademoiselle? Das verändert die Sache. Sie kannten es wohl gar nicht einmal. Dann muß ich Sie warnen; dann beschwöre ich Sie bei dem Heil Ihrer Seele, es nicht mehr anzurühren. Es ist voll der entsezlichsten Gotteslästerungen; es ist das verderblichste Gift, das je die Hölle ausgespieen hat. Sie wissen wohl nicht, daß der Verfasser ein niedriger Abtrünniger ist, den unsere allerheiligste Kirche ausgestoßen, und selbst — (mit einem verächtlichen Seitenblik auf den Schweizer, den seine Aussprache verrathen hatte) — die Kezer nicht mehr unter sich dulden wollen? Ein rebellischer Aufwiegler; ein Wahnsinniger, den man einsperren sollte, und der die schwärzesten Verbrechen begangen hat; ein Kindermörder; kurz, ein Ausbund der Verworfenheit!"

Was unser Lille bei dieser Lobrede gedacht oder gefühlet habe, weiß ich nicht zu sagen. Er

blieb ruhig in seinen Mantel gehüllt; nur bei dem Worte „Kindermörder" machte er eine lebhafte Bewegung. Mit blizenden Augen öffnete Thurneisen den Mund; aber das junge Frauenzimmer kam ihm zuvor.

„Halten Sie ein, mein Herr!" rief sie mit einem Muthe, den man nach ihrer vorigen Niedergeschlagenheit nicht von ihr hätte erwarten dürfen; — „halten Sie ein mit Ihren Verläumdungen! In wie fern die Grundsäze des großen Mannes, von dem Sie sprechen, nicht mit den Lehren der Kirche und den Maximen des Staates übereinstimmen, kann ich nicht beurtheilen. Aber daß er kein Wahnsinniger, daß er vielleicht das glänzendste Genie ist, das jemals gelebt hat, zeigt jede Seite der wenigen Werke von ihm, die ich noch das Glük hatte, zu lesen. Auch ein Verworfener ist er nicht. Wer die Menschenliebe und jede Tugend so wahr, so warm, so unwiderstehlich hinreißend lehrt, der kann kein Bösewicht seyn. Ich habe von dem gehört, was Sie seine Verbrechen nennen; aber ich weiß auch, daß er sehr unglüklich ist. Man muß es selbst gewesen seyn, um die Handlungsweise der Unglüklichen beurtheilen zu können, und zu wissen, wie leicht man ohne Schuz und ohne Freunde zu Handlungen gebracht werden kann, die sehr tadelhaft scheinen, und doch oft sehr edel sind;

wie man . . . sogar ein Selbstmörder werden — und doch . . . sehr unschuldig seyn kann."

Ihr Muth war nur eine fieberhafte Aufwallung gewesen. Er sank sichtlich wieder, indem sie sprach. Gegen das Ende ihrer Rede stokte sie oft, und die lezten Worte sagte sie so leise, daß sie kaum hörbar waren; ja, ein neuer Thränenguß, der bereit schien, über ihre von edlem Unwillen geröthete Wangen niederzuströmen, zeigte, daß sie sich selbst von den Unglüklichen nicht ausnahm, die dem verzweifeltsten Entschlusse nahe, und doch sehr unschuldig seyn könnten.

6.

Lille und sein Gefährte schwiegen bewundernd. Was hätten sie auch einer solchen Schuzrede beifügen sollen? Der Roßtäuscher räusperte sich, sah voll Erstaunen bald das Mädchen, bald den Geistlichen, bald Thurneisen an, und nahm endlich aus Verlegenheit eine Prise Tabak. Der Kanonikus schien alle Fassung verloren zu haben. Gerührt hatten die Aeußerungen des edeln Mädchens ihn nicht; aber der erst so feste, dann so zitternde Ton, worin sie sprach, that doch die Wirkung auf ihn, daß er nicht sogleich den finden konnte, in welchem er antworten sollte. In-

deß öffnete er schon wieder den aufgeworfenen Mund, als der Wagen hielt. Thurneisen sprang heraus, und hob das Mädchen vom Wagen, ehe Lille, der auf der andern Seite ausgestiegen war, und geschäftig in eben der Absicht herbeieilte, anlangen konnte. Es schien ihn einen Augenblik lang zu schmerzen, daß er zu spät gekommen war.

Man fand im Wirthshause ein Frühstük aufgetragen. Das Frauenzimmer aß nichts davon; Lille bemerkte aber, daß sie sich heimlich ein Stük trokenes Brod geben ließ, sogleich dafür bezahlte, und es in die Tasche stekte. Der Anblik hätte ihm alle Eßlust geraubt, wenn er welche gehabt hätte. Thurneisen aß mit dem Appetite eines jungen gesunden Mannes, und die beiden andern für achte. Am Ende machten sie aber alles wieder durch die Erklärung gut, daß sie von hieraus einen andern Weg nehmen müßten. Lille war froh darüber, mit der anziehenden Unglüklichen und seinem Reisegefährten allein zu seyn, daß er es kaum bemerkte, als der Geistliche seinen Abschiedsgruß beim Einsteigen nicht erwiederte, und, von diesem aufgehezt, der Roßtäuscher nur an seinen Hut griff, ohne ihn zu rüken.

7.

So saßen denn unsre edeln Reisenden allein beisammen, und der Wagen rollte fort. Fast eine Viertelstunde vergieng, ehe sie Worte sprachen; ihre Blike waren desto beredter. Das gute Mädchen sah zwar wieder von Zeit zu Zeit auf die Räder; doch nur, wenn ihr furchtsam aufgeschlagenes Auge Thurneisens oder Lille'ns Augen, voll inniger Theilnahme, begegnet war. Alle Drei schienen heimlich bewegt zu seyn, und es verbergen zu wollen. Vorzüglich wallte der Busen des Mädchens ungestümm. Ihr Schuzgeist schien ihr zuzuflistern, daß Rettung — Rettung! — nahe sei. Die Empfindung, die aus allen Bliken glänzte, schlang ein magisches Band um sie, das sie immer fester und fester an einander knüpfte. Sie waren schon Vertraute, noch ehe sie sprachen. Bringt wahrhaft gute Menschen zusammen: sie finden sich aus, und lieben einander in kürzerer Zeit, als Falsche sich entschließen, ob sie sich ausspähen wollen.

Endlich begann Thurneisen das Gespräch. Seine Stimme hatte jenen zitternden, eindringenden Ton, dem Leidende nie widerstehen, und dann am wenigsten, wenn es eine schöne Männerstimme ist, der die Rührung diese Vibration ertheilt, die keine Kunst erreicht, und die das

Einzige ist, was der Heuchler nicht nachzuahmen vermag.

„Sie vertheidigten vorhin," sagte er zu dem Frauenzimmer, „den großen und unglüklichen Verfasser der Heloise so lebhaft und unwiderstehlich. Glauben Sie mir, er verdient es; aber um es so thun zu können, muß man selbst sehr traurige Schiksale überstanden haben." (Schon wieder blinkten Thränen im Auge des Mädchens.) „Es ist eine kühne Forderung," fuhr er fort, und faßte ihre Hand mit einer Mine voll Ehrfurcht; „aber glauben Sie es der Bewegung, in der Sie uns Beide sehen, wir würden Ihr Zutrauen nicht mißbrauchen, und vielleicht . . . Es giebt ja nur sehr wenige Uebel, welche freundschaftliche Theilnahme nicht wenigstens lindern könnte. Vertrauen Sie sich unserer Ehre; ich sage mehr, vertrauen Sie sich unsern Herzen an."

Das Frauenzimmer warf einen gerührten Blik auf ihn. Sie wollte reden; aber aus ihren Worten wurden Seufzer. Jezt schien sie im Begriff, zu sprechen: indem erinnerte sie sich, daß Lille ihr noch kein Wort der Theilnahme gesagt hatte. Sie sah flüchtig auf ihn hin. Der hohe Ausdruk der Empfindung in seinem Gesichte hätte hingereicht; doch er faßte ihre andre Hand, er sprach — Beredt war unser Lille nie, selbst dann nicht, wenn er gerührt war: aber dann warf er

nicht Floskeln, dann schüttete er Feuerfunken in die Seele des Hörers. Aus jedem Zuge seines Gesichtes glänzte der Adel seiner Seele; in jeder Mine sprach schwärmerisch-erhabne Menschenliebe, und das Feuer seiner Augen glühte ernst und verzehrend. Er erwärmte nicht: er elektrisirte; er gewann nicht: er unterjochte. Annette widerstand ihm nicht lange. Hier ist ihre Geschichte. Tausendmal zerriß Schluchzen den Faden ihrer Erzählung, und an zwanzig Orten mußte man nur aus der verdoppelten Röthe ihrer schönen Wangen errathen, was ihr Stoken verschwieg.

8.

Annette war die jüngste Tochter eines kleinen Beamten in L., einem Städtchen der Champagne. So arm er war, that er doch das Aeußerste, seinen Kindern eine gute, bildende Erziehung zu geben, und man weiß, wie wenig bei dem Feuertemperamente der Franzosen nöthig ist, alle Anlagen des Herzens und Geistes, wenn nur welche da sind, wenigstens in Spiel zu sezen. Obgleich erst vierzehn Jahre alt, als ihr Vater starb, zeichnete sich Annette doch schon eben so sehr durch ihren Verstand und Geist aus, als durch ihre Schönheit. Ach, sagte sie: die Be-

wohner von L. sind so gute Leute: sie hatten mich so lieb! Warum führte mich doch mein unglükliches Geschik nach Paris! Wás werden meine alten Freunde jezt sagen! Werden sie mich nicht verachten? Ich wollte, sie hätten mich weniger geliebt!

Annettens ältere Schwester war bei weitem nicht so liebenswürdig, als sie: von Natur zänkisch, starrsinnig, boshaft. Annettens Vorzüge erfüllten ihr Herz mit Neid und Haß. Jede Auszeichnung, welche diese von den ältern Nachbarn und Jünglingen des Orts erhielt, mußte sie zu Hause ihrer Schwester durch Mißhandlungen abbüßen. Es geschah vielmehr, um sie vor diesen zu sichern, als um sie zu versorgen, daß die gute Mutter, die ihrem Tode täglich entgegensah, ihre Lieblingstochter, Annette, zu einer nahen Verwandten nach Paris schikte.

Diese Verwandte hatte einen Kramladen, in welchem Annette ihr helfen mußte. Aber auch die Bildung ihrer Talente wurde mit Sorgfalt fortgesezt, so sehr die Umstände des Mütterchens es erlaubten. Annette liebte und pflegte sie dafür mit wahrhaft kindlicher Sorgfalt. Auf dem Sterbebette ließ die gute Frau ihren einzigen Sohn zu sich kommen. „Deine Cousine," sagte sie zu ihm, „ist ein wakeres, verständiges Mädchen, und sie versteht meinen Kramhandel so gut,

als ich. Daß du ihre Schönheit bemerkst, hat mir dein Betragen gegen sie öfter gezeigt, als es mir lieb war. Versprich mir, sie zu heirathen, so sterbe ich ruhig; denn gewiß, ihr werdet glüklich leben.“ Annette zerfloß bei diesen Worten in Thränen; auch der junge Mensch weinte herzlich. Sie knieeten neben einander hin, und fügten in der kalten Hand ihrer Mutter ihre Hände in einander. Einige Stunden nachher drükten sie ihr die Augen zu.

9.

Anton war, was man gewöhnlich einen guten Menschen nennt, und eigentlich einen Charakterlosen nennen sollte. Er konnte leicht gerührt werden; aber eben so leicht ließ er jeden Eindruk wieder verwischen. Jede Vorstellung flößte ihm gute Vorsäze ein, und jedes tadelnswürdige Beispiel riß ihn zur Nachahmung hin. Seine Mutter hatte ihn ein Gewerbe lernen lassen, das mit ihrem Kramhandel in Verbindung stand; aber er vernachlässigte es so sehr, daß sie gewöhnlich Fremde brauchen mußte. Ganze Tage und Nächte durchschwelgte er mit liederlichen Gesellen. Wenn er zu Hause kam, und seine Mutter ihm ihren Kummer bezeugte, weinte er, und war nun einige Tage lang anhaltend fleißig, bis

ihn einer seiner Kameraden abrief. Bei Annetten schien er nur für sie Sinn und Gefühl zu haben; aber er liebkos'te ihr oft so begehrend, daß sie Mühe hatte, sich seiner Zudringlichkeit zu entwinden. Sobald er sie nicht mehr sah, vergaß er sie, und warf sich in die Arme der ersten feilen Nymphe, die er antraf. In den kleinen Städten und auf dem Lande werden Leute dieser Art gewöhnlich sehr rechtliche Menschen; in den großen Städten sind sie in der Regel Bösewichte.

Dieser zweideutigen Eigenschaften ungeachtet, fühlte Annette doch mehr für den schönen jungen Mann, als sie gerade ihrem Vetter und dem Sohne ihrer Wohlthäterin schuldig war. Jezt zeigte er bei der Bahre seiner Mutter eine solche Rührung, so viele gute Entschlüsse; er behandelte Annetten so zärtlich und so ehrerbietig, daß sie herzliche Liebe für ihn empfand.

Als sie von der Leichenbestattung zurükkamen, und sich nun allein in dem Hause sahen, worin sie bis jezt ihrer guten Mutter so gern gehorchet hatten: — sie standen vor dem Lehnstuhle, auf dem sie zu sizen pflegte; sie sahen einander an, fielen sich weinend um den Hals, gelobten sich ewige Treue, und redeten den Tag der Trauung ab. In der folgenden Nacht fand Anton Mittel, sich in Annettens Schlafzimmer zu schlei-

chen, und nach einigem Widerstreben gestand das arme Mädchen ihm wirklich zu, was der rechtliche Mann von der erwählten Gefährtin seines Lebens erst als Gatte zu fordern pflegt.

10.

Schon am folgenden Tage gieng Anton wieder aus, um sich, wie er sagte, zu zerstreuen. Zwar kam er am Abend nach Hause; aber sein leichtsinniges Benehmen zeigte sehr deutlich, daß es nur die Freuden der Nacht waren, die ihn zurükgeführt hatten. Sie behielten nicht lange den Reiz der Neuheit; schon in der nächsten Woche wartete die trostlose Annette bei ihrer Arbeit bis zur Mitternacht vergebens auf ihn. Als der Tag kam, der zur Trauung bestimmt war, hatte sie ihn seit zweimal vierundzwanzig Stunden nicht gesehen, und noch zwei Tage vergiengen, eh' er sich einfand. Er sah Annetten ganz entstellt von Kummer und Weinen. Er wurde gerührt; er flehte um Verzeihung: ach, die mußte sie ihm wohl zugestehen! Ein neuer Hochzeittag wurde angesezt, und eben so wenig beobachtet. Endlich verloren auch ihre rührenden Klagen alle Gewalt über ihn, und er beantwortete sie oft mit Schimpfen und Drohen. O, was für Barbaren sind diese *guten* Menschen oft!

Noch mehr! Anton verschwendete viel Geld; er spielte, und oft verlor er an einem Abende alles, was Annette seit zwei Wochen in der Kasse ihres Krames gesammelt hatte. Konnte sie ihm nichts mehr geben, so wurde er wild, so wüthete er; ja, eines Tages beschuldigte er sie der Veruntreuung, und schlug sie sogar. Der Abgang im Laden wurde nicht wieder ersezt, und Annette sah den Tag kommen, da sie ihn aus Mangel an Waaren würde verschliessen müssen, oder da die Gläubiger es thun würden.

In dieser ängstlichen Lage schrieb sie an ihre Mutter, erzählte ihr aufrichtig — nur das Laster ist schlau genug, sich zu verbergen; die gefallene Unschuld vermag es nicht, auch wenn sie wollte! — ihre Geschichte und ihre Fehltritte. Sie bat um Erlaubniß, nach L. zurükzukehren, und um etwas Geld dazu. Mit welcher schmerzlichen Sehnsucht sah sie der Antwort entgegen! Viele Wochen vergiengen, ohne daß sie erschien.

II.

Einst zitterte sie, als sie Anton die Straße herunterkommen sah. Sie hatte den ganzen Tag keinen Sou gelöſ't, weil sie die meisten Kunden aus ihrem schon beinahe geleerten Laden unbe-

friedigt hatte fortschiken müssen. Sie hatte sich am Mittage mit einem Stük trokenen Brodes beholfen, und zitterte vor Antons Wildheit, wenn sie ihm nichts zu geben hätte: aber er grüßte sie freundlich im Eintreten, liebkos'te ihr, und zog sie auf seinen Schooß. Sie litt es mit jener traurigen Fassung, die aller Hoffnung längst entsagt hat, aber doch nicht muthig genug ist, neue Betheyrungen mit der Verachtung zurükzuweisen, die sie verdienen.

„Annette," sagte Anton, „du hast mich lange nicht an unsre Hochzeit erinnert; es ist ja wohl einmal Zeit, daß wir dazu thun." Sie warf einen Blik auf ihren schwangern Leib, ohne zu antworten. „Zuerst aber," fuhr er fort, „müssen wir unsre Sachen wieder in Ordnung bringen. Ich bin sehr verschwenderisch gewesen; doch will ich mich bessern. Ich weiß ein Mittel, viel Geld anzuschaffen. Wir wollen unsre Schulden bezahlen," — Annette hatte keine gemacht! — „unsern Laden füllen, und uns trauen lassen. Es wird noch alles gut gehen, und wir werden so glüklich seyn, als unsre gute Mutter uns prophezeite."

Annette sah ihm mit einem zweifelnden, kläglichen Blike ins Auge, und schüttelte traurig den Kopf.

„Höre," sagte er weiter; „der Prinz von L.

hat dich vor dem Laden gesehen, und mein kleines Nettchen so schön gefunden, als es wirklich ist. Die sanfte Melancholie in diesen großen, schwarzen Augen hat ihn gerührt: — kurz, er hat mir durch seinen Kammerdiener, der mein Freund ist, hundert Louisd'or anbieten lassen, wenn du ihn ein Stündchen allein sprechen willst."

Ungeheuer; rief Annette, indem sie sich von ihm losriß, und ihm einen Stoß vor die Brust gab. Mir, deiner Cousine, deiner Braut, die bald Mutter deines Kindes seyn wird, wagst du, einen solchen Antrag zu thun? Geh; ich verabscheue dich! Jezt mag ich nicht deine Frau werden, und sollte ich im Spitale sterben!

Mit diesen Worten stürzte sie hinaus auf ihr Zimmer, wo sie sich verschloß, und, die Hände ringend, auf einen Stuhl warf. Anton gieng trozig fort, und schlug die Thüre des Ladens zu, daß das ganze Häuschen bebte.

12.

Am Abend kam er wieder, voll Reue, wie es schien, wenigstens sanft und liebkosend. Annette war still und traurig. Diese Nacht blieb er nach langer Zeit wieder zu Hause. Annette hörte ihn

an ihrer Kammerthüre klinken; aber sie hatte sie verriegelt. O, warum unterließ sie das je! — Auch den folgenden Tag blieb er zu Hause. Er bat Annetten auf den Knieen ab; er hatte sie nur prüfen wollen; er erkannte jezt die ganze Größe ihres Werthes, und war bereit, jedes Schiksal mit ihr zu tragen. Ob sie ihn gleich verachtete, durfte sie doch um ihrer Ehre und ihres Kindes willen nicht unversöhnlich seyn.

Der dritte Tag war ein Fest, an dem ihr Laden verschlossen blieb. Anton forderte sie zu einem Spaziergange auf; sie folgte ihm schweigend. Er führte sie an einen Lustort, und er selbst brachte ihr eine Tasse Schokolade. Kaum hatte sie diese getrunken, als sie sich von einer unnatürlichen Betäubung ergriffen fühlte. Mit sorgsamer Geschäftigkeit führte Anton sie in ein Cabinet, sezte sie auf einen Sofa, und eilte fort, ihr ein Glas Limonade zu bringen. Unmittelbar hernach trat der Prinz von L. herein. Annette hatte kaum Besinnung genug, zu bemerken, was um sie her vorgieng: wie hätte sie ihm widerstehen können?

In stumpfsinniger Verzweiflung schwankte sie nach Hause: allein; denn Anton kam nicht wieder. Zwei Tage und Nächte brachte sie zu, ohne ihren Laden zu öffnen, ohne sich auszukleiden, ja, fast ohne Nahrung zu sich zu nehmen. In

dumpfem Hinbrüten bemerkte sie kaum, ob es Tag oder Nacht sei. Mehr als Eine Krankheit wüthete in ihrem Körper. Außer der Schwangerschaft, außer dem Fieber, das der lange Kummer ihr endlich zugezogen hatte, fühlte sie sich noch von einem dritten Uebel ergriffen, das sie anfangs nicht kannte, bald aber wohl errathen mußte. Der Prinz hatte es vielleicht in einer ernsthaften affaire du cœur von einer Gräfin oder Marquise erhalten: warum hätte er Bedenken tragen sollen, es in einer avanture fortuite einem kleinen Bürgermädchen wiederzugeben?

13.

Am dritten Tage wekten die Gerichtsdiener Annetten aus ihrer Betäubung. Anton war für seine Schandthat nicht so gut bezahlt worden, als man ihn hatte hoffen lassen, weil, wie der Kammerdiener sich sehr wizig ausdrükte, der Prinz kein Liebhaber davon war, à prendre du gibier mort et entamé. Das Geld hätte kaum hingereicht, die Hälfte von Antons Schulden zu bezahlen. Aus Verzweiflung verspielte er es denselben Abend an jenen Menschen wieder, und nahm am folgenden Morgen Handgeld. Seine Gläubiger eilten, sich des Ueberrestes von seinem

Vermögen zu bemächtigen. Man fragte Annetten, was ihr im Hause gehöre? Stumm deutete sie auf ihren kleinen Kasten nieder. Man trug ihn vor die Thüre, führte sie zu ihm hinaus, und verschloß das Häuschen.

14.

Ausgestoßen aus dem Hause, das sie als ihr väterliches anzusehen gewohnt war, und das Fremde jezt hinter ihr verschlossen; krank, ihrer Ehre beraubt, allein in einer ungeheuren Stadt: — hätte sie volle Besinnung gehabt, sie würde in diesem Augenblike ihr Leben von sich geworfen haben, wie eine beschwerliche und unnüze Bürde, nach der man sich nicht umsieht, wenn man sie hingeworfen hat! Aber ihre Brust war gewaltsam beklemmt; ihr Kopf schwindelte. Maschinenmäßig schwankte sie die Straße hinauf, in eine Kirche, an einen offenen Beichtstuhl, worin sie sonst zu beichten pflegte. Sie knieete auf der Schwelle desselben nieder, und stüzte ihren Kopf an die Lehne, ohne zu bemerken, ob jemand darin sei. Es befand sich in demselben ein Wesen, das auch in Palästen und auf Lehrstühlen der Moral nur selten ist: ein wahrer, edler Mensch!

Der ehrwürdige Greis, der sonst Annettens Beichtvater gewesen war, freuete sich, sie nach

langer Zeit einmal wiederzusehen. Als er einige Minuten gewartet hatte, ohne daß sie sprach, fragte er sie, was ihre Base mache? Ohne aufzusehen, wer sie frage, antwortete sie langsam: „Vor vier Monaten scharrte man sie ein!“ Der Ton ihrer Stimme hatte etwas so furchtbar Kaltes, Hohles, Unnatürliches, daß der Mönch schauderte. Indeß fragte er weiter: Und wie geht es Ihnen jezt? — Ohne aufzubliken, fuhr sie eben so fort: „Man hat mich geschändet, verkauft, mit einer gräßlichen Krankheit angestekt, und aus dem Hause gestoßen.“

Heiliger Gott! rief der Greis, und schlug die Hände zusammen. Er hob ihr den Kopf auf, um ihr ins Gesicht zu sehen. Ihr Auge war stier und troken; ihr Gesicht kalt und starr; in jedem Zuge Verzweiflung, Wahnsinn, Tod. „Annette!“ rief er; „Mademoiselle Annette!“ und schüttelte sie. Sie fuhr zusammen, sah ein bekanntes Gesicht vor sich, sah inniges Mitleiden darin, und brach in einen Thränenstrom aus, der ihr das Leben rettete.

15.

Der Mönch war arm; man ist das aber nie so sehr, daß man nicht noch Gutes thun könnte, wenn man den ernstlichen Willen dazu hat. Sobald er Annettens ganze Lage kannte, führte er sie zu einem Wundarzte, der sein Freund war, übergab sie seiner Kur, und gieng fort, für ihre Sachen Sorge zu tragen, und von seinen reichern Beichtkindern das nöthige Geld zur Heilung zu erbitten.

Der Wundarzt ließ die Kranke zu Bette bringen, und schlug ihr eine Ader; auch seine wakere Frau war äusserst geschäftig an dem Lager der Unglüklichen, die alles ohne Widerstreben erduldete, und alles hinnahm, ohne zu danken. In wenigen Stunden zeigte sich ein fürchterliches hiziges Fieber. Während des Laufes der Krankheit ward sie von einem todten Kinde entbunden. Endlich besserte es sich mit ihr; und als sie gänzlich wieder hergestellt war, verschafte ihr der wakere, menschenfreundliche Mönch die Stelle der Ausgeberin in einem Nonnenkloster.

O, laßt uns auch in der Kutte den Bruder nicht verkennen! Laßt uns auch den Fanatismus und seine Diener nicht fanatisch verfolgen! — Weil wir aufgehört haben, gewisse Stände für heilig zu halten; müssen wir deshalb lauter Verworfene in ihnen sehen?

16.

Endlich glaubte Annette Ruhe gefunden zu haben. In Klöstern wohnet sie nicht. Annette stand ihrem Amte mit Treue und Sorgfalt vor; aber man umspähte sie mit jener lebhaften Neugier, welche, auf wenig Gegenstände beschränkt, diese mit immer regem Argwohne bewacht. Man bemerkte bald, daß Annette viel las, und wußte bald, daß es nicht Legenden waren, die sie beschäftigten. Auch die Heloise war unter den wenigen Büchern, die sie in ihrem Kasten gerettet hatte, und die man ihr eines Tages, mit bittern Verweisen, wegnahm. Bald darauf wurde durch einen unglüklichen Zufall bekannt, daß das Fieber nicht die einzige Krankheit gewesen sei, von welcher der Wundarzt sie geheilet hatte; und nun bestanden die heiligen Schwestern darauf, daß sie sogleich das Kloster räumen solle.

Annette flehte den Himmel um das Erbarmen an, das sie bei den Menschen vergebens suchte. Ihre wenigen Habseligkeiten hatte sie bald, unter lautem Jammer, zusammengepakt. Eben war sie im Begriff, das Kloster zu verlassen, ohne daß sie wußte, wohin sie sich wenden solle, als ihr ein Brief gebracht wurde. Leider erkannte sie sogleich an der Aufschrift, daß ihn nicht ihre Mutter, sondern ihre Schwester geschrieben hatte.

Diese meldete, daß ihre Mutter vor einem halben Jahre gestorben sei — sie hatte es nicht der Mühe werth geachtet, Annetten früher davon zu benachrichtigen; — daß sie nichts nachgelassen habe; daß sie selbst verheirathet, aber nicht reich genug sei, Annetten zu ernähren. „Damit du aber deinem Schandleben entkommest, und nicht länger deine Familie beschimpfest,“ schrieb sie, „will ich meine Magd entlassen, und du kannst an ihre Stelle treten.“

Welche Aussichten auf Härte, schimpfliche Vorwürfe und Mißhandlungen! Und doch war Annette so unglüklich, daß sie selbst diese als eine Versorgung betrachten mußte. Sie bebte vor der schreklichen Zukunft, die ihr bevorstand: aber es war doch eine Art von Daseyn, die ihr angeboten wurde. Für die Gegenwart stand ihr kein Ausweg offen, — sie hätte denn den Selbstmord dafür ansehen müssen. Ihre Aeußerung gegen den Kanonikus scheint zu beweisen, daß sie mit dieser Vorstellung vertraut geworden war.

Indeß verkaufte sie ein Paar goldne Ringe, die sie noch von ihrer Mutter und Base besaß, und bestieg den Postwagen, auf dem wir sie fanden.

17.

Annette schloß ihre jammervolle Geschichte mit einem tiefen Seufzer, und blikte furchtsam auf. Thurneisen hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, und seinen Branen tief über die Augen herabgezogen, in denen ein trübes, melancholisches Feuer blizte. Lille dagegen war in einem Zustande, der sogar Annettens Jammer übertraf. Er rang die Hände mit wilden, verzweiflungsvollen Bliken, und warf sich in seinem Wagenwinkel voll Ungeduld hin und her. Selbst Annette fühlte Drang, ihn zu trösten. Sie öffnete die Lippen: — was konnte sie sagen? Sie sank zurük, und weinte still. Allmählig schien er sich zu beruhigen. Er drükte sich in die Eke, und schlug den Mantel vor sein Gesicht. Den ganzen übrigen Weg machte man schweigend; nur leise Seufzer wurden gewechselt.

Als man im Wirthshause zu Paraclet abgestiegen war, trat Lille plözlich zu Annetten, und faßte ihre Hand. „Nein, armes, unglükliches, sanftes Geschöpf! Du sollst nicht zu deiner Schwester, zu unnatürlichen Menschen, die deinen Jammer nicht verstehen, deren Härte dich tödten würde! Die ganze übrige Welt scheint dir verschlossen; ich weiß aber noch ein Haus, das eine Freistätte des Unglüklichen ist, und worin du

als ein heiliges Opfer des Schiksals behandelt werden wirst. Ich kenne eine Frau, deren Seelengröße sie über jedes Vorurtheil erhebt, die dich liebevoll aufnehmen, und mit zärtlicher Sorgfalt deine Thränen troknen wird!“

Er gieng fort, an seine Freundin zu schreiben. Noch einmal: ich wünsche dem Publikum Glük! Es wird einst diesen Brief lesen, vielleicht das Beredteste, was jemals der begeisterte Dolmetscher aller edeln Gefühle niederschrieb; es wird den großen Unglüklichen für fremdes Elend rechten sehen, wie sonst nirgends, und wie er für sich selbst nie zu sprechen vermochte.

Er erzählt Annettens Schiksale; er fordert Dank von seiner Freundin für die Huldigung, daß er ihr diese Unglükliche zuweise. Er schließt: „Ein solches Geschik legt der Himmel nur den Herzen auf, die er zur erhabensten Tugend veredeln will. Eine Seele, die durch solche Lagen gehen konnte, ohne herabgewürdigt zu werden, ist vollendet, und des Höchsten werth, was die Erde bieten kann. Ich lege ihr Schiksal in Ihre Hände, und bin darüber beruhigt. — Sie suchten eine Freundin, die würdig wäre, Ihre Sorgfalt für Ihre Kinder mit Ihnen zu theilen. Wollen Sie eine, die mit wahrhaft mütterlicher Treue über sie wachen, sie zu jeder Vollkommenheit des Herzens bilden wird? Nehmen

Sie dies seltne, vom Geschik geprüfte, geläuterte, vollendete Wesen aus meinen Händen an."

18.

Voll bescheidenen Bewußtseyns einer guten That, wallfahrteten Lille und sein Freund an Heloisens Grab. Annette fuhr mit dem Reisegelde, das Thurneisen ihr vorschoß, nach . . ., wo Lille'ns Freundin sich damals aufhielt. Sie gieng in das Haus derselben, schikte ihr den Brief hinein, und erwartete zitternd im Vorzimmer die Entscheidung ihres künftigen Schiksals. Sie mußte lange warten; denn der Brief war nicht kurz, und die edle Frau brauchte Zeit, sich von der Rührung zu erholen, in die er sie versezte.

Endlich geht die Flügelthür auf. Eine edle, hohe weibliche Gestalt tritt heraus, und kommt mit offenen Armen auf Annetten zu. Kommen Sie, meine Freundin, kommen Sie an mein Herz, und vergessen Sie jede Ungerechtigkeit des Schiksals! Sie wären mir willkommen und heilig, auch wenn es nicht Rousseau wäre, der Sie mir empfiehlt. Aber Sie sollen sehen, daß

ich die unglükliche Tugend zu ehren weiß, und daß ich Rousseaus Zutrauen verdiene.

„Wie?“ rief Annette; „Rousseau ist es, der große Rousseau selbst, der mich von der Verzweiflung rettet?“ Sie schwankte so sehr, daß Mylady Howard kaum Zeit behielt, ihr einen Armstuhl hinzurüken, in den sie niedersank.

II.

Rousseau, der Rächer der Unschuld.

1.

Es gab eine Zeit, da die Engländer in den Romanen ihrer Nachbarn immer die edlen Rollen spielten; selbst Rousseau huldigte ihnen durch seinen Lord Bomston. Das mag eine Kleinigkeit scheinen; aber es ist das ehrenvolleste Zeugniß, das je eine Nation erhalten hat. Die Britten verdienten es. Bis weit über die Hälfte unsers Jahrhunderts waren gerader fester Sinn, vorurtheilsfreie Denkungsart, kraftvolles Selbstgefühl und Großmuth die hervorstechendsten Züge ihres Charakters. Jezt, sagt man, sei kaum noch eine Spur derselben zu erkennen. Der furchtbare Mann, der die Freiheit Großbrittanniens aufopferte, um seinen vorübergehenden Despotismus unbeschränkt zu machen, und der durch seine ehrsüchtigen Plane einen Abgrund

grub, in den der unglükliche Staat ohne Rettung hinabstürzen wird; — der Furchtbare habe noch unendlich mehr als das, er habe die Depravation seines Volkes verschuldet. — Die Nachwelt wird es rächen. Ist jene Anklage wahr, so sezt sie dereinst einen verabscheuten Namen mehr auf jene schrekliche Liste, auf der die Pisistrate und Catilinas prangen; und der Geschichtschreiber wird wieder einmal, indem er die Thaten eines großen Mannes niederschreibt, mit Thränen des Unwillens hinzufügen müssen: „der Thron seiner Größe ruht auf dem Naken seines Volkes. Den Beweis seiner Kraft giebt die Entwürdigung seiner Brüder! Bewundert ihn mit Entsezen!"

Es giebt keinen empörendern Anblik, als eine sinkende Nation. Ich wende den Blik mit bitterm Schmerz.

2.

Jeden Zug, den man einst in dem Brittischen Charakter ehrte, vereinigte der junge Eduard Jackson in dem seinigen. Er war edelmüthig, ernsten, hellen Geistes, vorzüglich von fester Selbstständigkeit, und voll glühender Liebe zur Freiheit. Sein Vater, ein Landgeistlicher, der

nur ein sehr mäßiges Einkommen besaß, hatte selbst an Eduards Bildung gearbeitet. Er hatte sich bestrebt, seinen Verstand durch jede nüzliche Kenntniß zu entwikeln, aber noch ungleich mehr Sorgfalt darauf gewendet, die Keime jener Kraft, die den wahren Mann macht, — selbst und bestimmt wollen zu können, was Herz und Ueberlegung für recht erklären; nicht vor einem fremden Willen sich zu beugen, wenn er Unrecht gebietet, und nicht durch kleinliche Rüksichten und Eigennuz den einmal gefaßten muthigen Entschluß wieder lähmen zu lassen, — die Keime dieser Kraft, sage ich, in der Seele des Knaben ungeknikt zu erhalten. „Seze dich in den Stand," sagte er auch oft zu ihm, „die Gaben des Glükes selbst gewinnen oder entbehren zu können, so werden sie dich nicht verderben, wenn sie dir zufallen, und ihr Mangeln wird dich nicht unglüklich machen. Du wirst ein freier Mann seyn, wie auch das Schiksal über dich walten mag."

Eduard hatte die Lehren seines weisen Vaters wohl gefaßt, und benuzte sie. Ob sie gleich — wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn man eine jugendliche Seele mit den Maximen des späten Alters nährt — seinem Geiste einen etwas romantischen Schwung gegeben hatten, so war der Jnügling doch, als er im achtzehnten Jahre in die Handlung seines Oheims zu London trat, ein viel festeres, selbstständigeres

Wesen, als gewöhnliche Männer im vierzigsten zu seyn pflegen. Sein immer gleiches, gefälliges Betragen, sein strenger Fleiß, sein offener Kopf machten ihn bald zum Lieblinge des ganzen Hauses. Sein Oheim war stolz auf ihn, und freute sich heimlich über die Aussicht, wie glüklich einst seine einzige Tochter durch ihn werden würde: denn es war sein Lieblingsplan, ihn durch eine Heirath mit derselben zu seinem Erben zu machen. Edward ahnete nichts davon. Das junge, etwas coquette Frauenzimmer ließ ihn gleichgültig, und er gieng, ohne Plane, unbefangen seinen rechtlichen Weg vor sich hin.

3.

Er mochte etwa vier und zwanzig Jahre alt seyn, als ihn ein Geschäft in die Wohnung einer armen Wittwe führte, die mit ihrer Tochter von dem Ertrage ihrer Arbeiten lebte. Er sah diese Tochter: nie hatte er eine edlere und reizendere Gestalt gesehen! — und der unerkünstelte Ausdruk schüchterner Jungfräulichkeit, der über Milly's ganze Person verbreitet war und jede ihrer Bewegungen begleitete, machte ihre Reize unwiderstehlich. Er redete sie an, und erstaunte über den richtigen Verstand und das innige Gefühl, die aus jeder ihrer leise und furchtsam ge-

sagten Antworten sprachen. Sinnend über die neuen Empfindungen, die das Mädchen in ihm erwekt hatte, gieng er endlich fort; doch schon am folgenden Tage erneuerte er seinen Besuch. Nach einem ununterbrochenen Umgange von vier Monaten war ihm Milly unendlich reizender und hochachtungswerther, als am ersten Tage. Er hatte ihr nie gesagt, daß er sie liebe; aber die Sehnsucht, mit der sie ihn immer erwartete, und die offene, zutrauliche Zärtlichkeit, mit der sie ihn behandelte, verriethen, daß sie seine Empfindungen kenne, und sie erwiedere. Er fühlte, daß er mit ihr, und nur mit ihr, glüklich leben würde: ganz unbefangen gieng er also zu seinem Oheim, ihm das zu sagen, und ihn um seine Einwilligung zu der Heirath zu bitten.

4.

Der alte Kaufmann erstaunte über seines Neffen Einfall. Er stellte ihm die Armuth des Mädchens vor, und die seinige; erinnerte ihn an die Hindernisse, die eine so frühe Heirath seinem Glüke in den Weg legen würde; — schloß ihn endlich mit Rührung in seine Arme, rief ihm die Liebe und das Zutrauen ins Gedächtniß, die er ihm bis jezt erwiesen habe, und sagte ihm unverhohlen, er habe gehofft, seiner Tochter in

ihm einen Gatten zu geben, der sie glüklich machen würde. Eduard wurde hierdurch gerührt. Er dankte seinem Oheim mit der herzlichsten Wärme für seine gütigen Absichten, blieb aber fest dabei: er liebe Milly, habe sich um ihr Herz beworben, und sei also schuldig, sie nicht zu täuschen.

Nach tausend vergeblichen Vorstellungen gerieth der Alte endlich in Zorn darüber, daß der Jüngling seine Güte verschmähte. Geh hin, undankbarer Thor! sagte er; thue, was du für gut findest! Aber wenn du darauf bestehst, dich an die Bettlerin zu hängen, so lasse dies das lezte Mal seyn, daß ich dich sehe, und räume noch heute mein Haus!

Eduard gieng. Er war nicht undankbar; er fühlte tief, welche Ergebenheit er seinem wohlwollenden Oheime schuldig sei, aber auch, daß keine Wohlthaten jemand berechtigen können, von Andern das Opfer ihres Glükes oder gar ihrer Rechtschaffenheit zu fordern. Sein Entschluß war bald gefaßt. „Mein Oheim verläßt mich?“ sagte er zu sich selbst. „Und was denn mehr? Bin ich nicht jung und gesund? Hab' ich nicht so viel gelernt, daß ich mich und meine Milly ernähren kann? Auch mein Oheim hat sich ja aus der Armuth empor gearbeitet. Es wäre feige und lächerlich, wenn ich nicht eben das zu

versuchen wagte, wenn ich der Sorge für mein tägliches Brod das aufopfern wollte, was das Glük meines Lebens ausmachen wird; es wäre schändlich, wenn ich um des Geldes willen ein Mädchen verließe, um dessen Liebe ich mich bewarb, und das mir sie schenkte."

5.

Indeß fühlte er doch, als er eben im Begriff war, das Haus seines Oheims zu verlassen, daß es vernünftig und schiklich sei, Milly vorher förmlich um ihre Hand zu bitten. Er gieng zu ihr. Sie saß an dem Krankenlager ihrer Mutter, die einen Anfall vom Schlagflusse gehabt hatte. Bei diesen Umständen ließ sich nicht von Liebe sprechen. Er theilte Millys Sorgfalt für die Sterbende drei Tage lang, und arbeitete indessen an der Ausführung des Planes, den er sich entworfen hatte. Es fiel ihm nicht ein, daran zu zweifeln, ob Milly Entschlossenheit genug haben würde, jede Lage mit ihm zu theilen; und da sein Entwurf unvermuthet schnell gelang, so eilte er zu ihr, um endlich seine entscheidende Anfrage zu thun. Er fand sie in halbwahnsinnigem Schmerze: so eben war ihre Mutter verschieden. Als er hereintrat, fiel sie sprachlos an

seine Brust. „Was würde jezt aus mir, wenn Sie nicht mein Freund wären!" Das waren die ersten Worte, die sie nach einer halben Stunde zu sagen vermochte.

Eduards Entschluß forderte Eil. Auf die Bahre der Mutter gelehnt, und Milly, die sich an seine Schulter stüzte, im Arme haltend, sagte er ihr: „Liebe Milly! Sie haben mich bis jezt vielleicht für reich gehalten. Ich bin arm. Ich lebte in dem Hause eines Verwandten. Ein Zwist mit ihm hat mich bewogen, mich von ihm zu trennen. In wenigen Tagen verlass' ich England. Lieben Sie mich genug, um mit mir zu gehen?" — Um die Welt folge ich Ihnen! flisterte sie erröthend, indem sie ihr nasses Gesicht an seiner Brust verbarg, und ihre schönen Arme um ihn schlang.

Milly wurde beim Worte genommen. Eduard hatte einen Posten im Dienst der Ostindischen Compagnie erhalten, und sollte in acht Tagen abreisen. Den Tag nach der Beerdigung wurden sie getraut, und bald waren sie eingeschifft.

6.

Arm in Arm standen sie am Fenster der Cajüte, als sich die Küste Großbrittaniens, wie ein weißes Wölkchen, das hinter den Horizont hinabsinkt, aus ihren Augen verlor. Sie sahen sich mit einer schmerzlichen Rührung an; sie umschlossen sich fest und innig: aber sie gelobten sich keine ewige Zärtlichkeit, keine unerschütterliche Treue. Wie sie den ganzen Roman der zärtlichen Gefühle durchgespielt, ohne das Wort „Liebe“ auszusprechen, hatten sie im Herzen das Gelübde der Treue bis in den Tod abgelegt, ohne sich selbst eines Entschlusses bewußt zu seyn, oder von einander ein Wort darüber zu erwarten.

Ihre Fahrt gieng mit geschwellten Segeln fort. Hatten sie Stürme auszustehn, Beschwerden zu ertragen, Gefahren zu überwinden? Ich weiß das alles nicht; aber ihre Reise war glüklich: sie geschah im Arm der Liebe.

7.

Bei seiner Ankunft zu Calcutta erhielt Eduard einen unbedeutenden Posten in der Kriegs-Kanzlei. Er lebte mit seiner Milly äusserst still und unbemerkt. Von der schwelgerischen, sultani-

schen Lebensweise, die den Europäern dort eigen ist, hielt sie eben sowohl ihr Verstand und ihr Herz, als ihr geringes Einkommen zurük. Seine Redlichkeit verbot ihm, es auf die leider nur zu übliche Weise zu vergrößern; aber Millys Wirthlichkeit wußte viel aus Wenigem zu machen: sie ersparte sogar. Mit den üppigen Weibern der andern Beamten hatte sie fast gar keinen Umgang. Sie bewohnte ein Landhäuschen vor der Stadt, und schöpfte ihre Freuden aus dem Genusse der schönen Indischen Natur, welche ihr durch Neuheit doppelt reizend war; und wenn sie Unterhaltung wünschte, besuchte sie einige Banianen-Frauen, die in der Nachbarschaft wohnten, und mit denen sie sich bald verstehen lernte.

In eben dem Verhältnisse lebte Eduard mit seinen Nebenbeamten. Still und pünktlich that er seine Geschäfte, und sobald sie vollendet waren, eilte er zu dem Hüttchen zurük, das in seinem reizenden Weibe alles umschloß, was die Erde Kostbares für ihn hatte. Die übrigen Beamten suchten ihn anfangs an sich zu ziehen: da aber seine Verschlossenheit sie zurükstieß, so nannten sie ihn einen Grillenfänger; da sie seine einfache Lebensart bemerkten, so fiengen sie an, ihn zu verachten. Bald war nur dann von ihm die Rede, wenn man zu irgend einem wichtigen Geschäfte einen Mann von großer Geschiklichkeit

und strenger Treue bedurfte. Der Glükliche, wenn es immer so geblieben wäre! Er bemerkte die Vernachlässigungen nicht; denn was waren ihm Reichthum und Ehrenstellen, wenn er seine Milly im Arme hielt.

8.

Man weiß, daß der hohe Kriegermuth, dessen Besizer wir Helden zu nennen pflegen, sehr oft im Grunde nur unempfindliche Roheit ist, die, von Leidenschaften getrieben, ohne Hinderniß und Gefahr zu achten, auf ihr Ziel stürzt. Man weiß, daß niemand leichter von der Herrschermacht berauscht wird, und sie wilder mißbraucht, als wer zum Gehorchen geboren schien, und sich mit seinem Schwerte zur Herrscherstelle hinaufwürgte. Man weiß endlich, daß ein Brittischer General-Guvernör in Ostindien mit noch viel unbeschränkterer Gewalt despotisirt, als die Nabobs, die er unterjocht und entthront. Brauche ich noch etwas hinzu zu sezen, um Lord C** zu charakterisiren, der im eilften Jahre seines Alters zum Scherz auf der Regentraufe einer Thurmspize ritt, sich vom Schreiber zum Feldherrn und Pair emporkämpfte, und zum dritten Male als General en Chef und Guvernör nach Calcutta geschikt ward, um die verfallenden An-

gelegenheiten der Compagnie mit Strenge und Nachdruk in Ordnung zu bringen? — Doch ja! Dann das geht noch nicht aus dem Gesagten hervor, daß er keinen Begriff von einer andern Ehre hatte, als die mit dem Degen gewonnen wird; daß er mit stumpfsinniger Thierheit nach Wollüsten lechzte; daß er weibliche Tugend für die lächerlichste aller Chimären hielt, und daß ihn seine finstre Melancholie, die Folge seiner Ausschweifungen, die Menschen im Allgemeinen verachten lehrte.

Auf einem Spazierritte vor der Stadt sah er eine reizende Europäerin an der Thür eines kleinen Landhäuschens stehen. Ihre schlanke, edle Gestalt, der Liebreiz ihres schönen Gesichtes, zog die Aufmerksamkeit des wollüstigen Tyrannen auf sich. Ohne sie nur zu grüßen, hielt er an, und betrachtete sie mit der finstern Gier, mit der ein Tiger das Reh hüpfen sieht, welches bald unter seinen Zähnen verbluten soll. Die junge Frau erröthete, und gieng in ihr Haus zurük. Er befahl seinem Kammerdiener, Erkundigungen einzuziehen, und sezte seinen Weg fort. Der Kuppler brachte bald die Nachricht, daß es die Gattin eines vor nicht langer Zeit aus Europa angekommenen Unterbeamten sei, der aus Dürftigkeit enge und einsam zu leben scheine. Er bekam sogleich einen neuen Auftrag.

9.

Am zweiten Morgen nachher war Eduard kaum zu seinen Geschäften in die Stadt gegangen, als der Kammerdiener des Lords Milly in ihrem Gärtchen überraschte. „Er bitte um Verzeihung wegen seiner Zudringlichkeit, hoffe aber gewiß, die gute Botschaft, die er bringe, werde sie entschuldigen." — Und nun nach wenigen Umschweifen entdekte er, mit der rüksichtlosen Unverschämtheit, welche Kupplern höchster Machthaber eigenthümlich ist, der erröthenden Frau: Se. Herrlichkeit selbst sei der vornehme Mann gewesen, den ihr Anblik vor einigen Tagen so entzükt habe. Se. Herrlichkeit wünschten die nähere Bekanntschaft einer so reizenden Frau zu machen, und zu erfahren, worin Sie ihr dienen könnten. Fürs erste bitte der Lord sie um die Gefälligkeit, sich die Summe von hundert Pfund, als ein Unterpfand des Wohlwollens, aus dem Pallaste abzuholen. — „Oder," sezte der Nichtswürdige mit vertraulichem Winken hinzu, „wäre es Ihnen gelegener, daß Se. Herrlichkeit selbst Ihnen die Summe überbrächten?"

Milly ward blaß vor Unwillen über diesen erniedrigenden Antrag, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Indeß faßte sie sich bald. Sie dankte für die Aufmerksamkeit des Lord-Guver-

nörs. Ihr Mann, sagte sie, sei zwar nicht reich; doch lange sein Einkommen hin, sie Beide gut zu erhalten. Sie würde — sezte sie mit einer Mine hinzu, die drohen sollte, aber ihrem lieblichen Gesichte viel zu sanft gelang, um das errathen zu lassen — ihn von der gütigen Gesinnung Sr. Herrlichkeit benachrichtigen, damit er sie zu verdienen suchte."

Der Kuppler lächelte ein wenig spöttisch bei der lezten Aeußerung; indeß lobte er ihre Gewissenhaftigkeit, und empfahl sich mit vielen Complimenten.

10.

Milly hatte ihn schreken wollen: — das Täubchen suchte bei dem Täuber Schuz vor dem Geier, und — lieferte diesem eine doppelte Beute aus. Der Kuppler war so weit entfernt, jenen Sinn ihrer Aeußerung nur zu ahnen, daß er dem Lord die Nachricht brachte: sie habe ihn wegen der Bedingungen an ihren Mann gewiesen. „Das Weib ist schlau!" rief C** mit einem menschenfeindlichen Lachen aus. „Wir wollen indeß den Contrakt billig zu machen suchen." Es ergieng sogleich der Befehl an Eduard, sich bei dem Statthalter einzustellen.

Er kam voll Erstaunen, daß er die Aufmerksamkeit des obersten Befehlhabers erregt habe, und voll froher Erwartungen. Sobald ihn der Kammerdiener angemeldet hatte, wurde er vorgelassen. Der Lord saß allein im Cabinette, und hieß ihn mit erzwungener Freundlichkeit willkommen. Er erkundigte sich nach seinem Posten, seinen Geschäften, seinem Vermögen. Als er hörte, daß dieses sehr beschränkt sei, sagte er vornehm lächelnd: „nun, das wird sich bald ändern. Sie besizen einen Schaz, und sind zu verständig, ihren Freunden die Theilnahme daran zu verweigern.“ Eduard erstaunte. „Sie haben eine Frau; auf mein Wort; eine sehr reizende Frau!“ —

Mylord, rief Jakson, blaß vor Zorn; meine Ehre ist unbescholten! —

„Still, mein Kind!“ fuhr Lord C** fort. „Ihre Frau hat mich mit meinem Antrage an Sie gewiesen. Ich liebe die Weitläuftigkeiten nicht. Sie ziehen in meinen Palast, und ich werde so für Sie sorgen, daß Sie zufrieden seyn sollen.“ Bei diesen Worten stand er voll Selbstgefühl auf, und gieng mit großen Schritten auf und ab.

Fast eine Minute verfloß, ehe Jakson Worte fand. Endlich sagte er mit einer Fassung, die ihm die äußerste Anstrengung kostete: Mylord,

der Orden den Sie tragen, die Würde die Sie verwalten, sichert Sie vor der Antwort, die Sie verdienen. Wissen Sie aber, daß ich ein Mann von Ehre bin, und jeden Angriff auf die Tugend meiner Frau werde zu rächen wissen!

Mit diesen Worten wollt' er das Zimmer verlassen; der Lord hielt ihn aber beim Arme zurük, maß ihn mit blizenden Augen, und fragte ihn endlich höhnisch: „Ernst, Knabe, oder Scherz?"

Schändlicher! schrie Jakson, indem er sich losriß. Laß mich gehn, ehe ich mich an dir vergreife!

Er stürzte hinaus. Lord C** rief aber seinen Bedienten im Vorsaale zu: troz seinem Widerstreben wurde Jakson in das Cabinet zurükgeführt. Der Kammerdiener blieb darin; die andern Bedienten lauschten im Saale.

Der Lord gieng einige Minute auf und ab, indeß Jakson trozig schweigend an der Thüre stand. Endlich trat C** mit einem Blike, der das höchste Gefühl seiner Obermacht ausdrükte, vor ihn hin, und sagte: „Junger Thor, du hast vergessen, daß du in meiner Gewalt bist, daß es nur von mir abhängt, dir deine Frau ohne Umstände zu nehmen, und dich im Kerker verschmachten zu lassen, oder mit Schande beladen fortzu-

jagen. — Wähle! Du ziehst in den Pallast als erster Sekretair des Gouvernements, und benimmst dich vernünftig; oder . . ."

Tyrannisches Ungeheuer! schrie Jakson, indem er den Lord an der Brust faßte: das Leben kannst du mir nehmen; aber . . . —

Er konnte nicht vollenden. Der Kammerdiener fiel ihn an; die Bedienten stürzten herein, und überwältigten ihn. Er ward als ein Majestätsverbrecher gefesselt, und auf die Hauptwache geschleppt, mit dem strengen Befehle, daß niemand ihm ein Wort sagen oder ihn anhören solle.

II.

Milly saß während dessen in einer Laube ihres Gärtchens, bei einem kleinen Mahle, das sie nicht eher anrühren mochte, als bis ihr geliebter Eduard zurükgekehrt wäre. Sie hatte mit unruhig klopfendem Herzen überlegt, ob sie ihm das Ansinnen des Guvernörs erzählen solle oder nicht. Aus Furcht, sein feuriges Ehrgefühl möchte ihn zu einer Uebereilung hinreißen, und in der Hoffnung, ihre Antwort werde die ganze Sache geendet haben, hatte sie beschlossen, zu schweigen. Sie bemühte sich, alle Spuren des

Verdrusses oder des Schrekens aus ihrem Gesichte zu verwischen, und trat eben zum achtenmal in die Hausthür — „Kommt mein Eduard noch nicht?“ —: da erschien der Kammerdiener mit einem Palankin. Sie erbebte bei seinem Anblike. Er meldete ihr: der Lord-Guvernör verlange sie zu sprechen; wenn sie sich nicht gutwillig hinbegeben wolle, habe er Befehl, Gewalt zu brauchen. Die Arme berief sich auf ihren Mann. „Der Bösewicht liegt schon in Ketten,“ war die harte Antwort. Sie sank ohnmächtig nieder, und ward so in den Palankin gehoben. Selbst als man sie in das Cabinet des Lords hinauftrug, hatte sie noch nicht volle Besinnung wieder erlangt.

12.

Als sie sich endlich erholt hatte, fand sie sich auf einem Sofa, und sah den Lord neben sich sizen. Das trübe Feuer thierischer Begierde brannte in seinen Augen, die er auf ihren entblößten Busen heftete, indeß er unruhig mit seiner Dose spielte.

Wo ist mein Mann? rief sie heftig, und wollte aufspringen. „Ruhig, schöne Frau!“ sagte der Lord, indem er einen Arm um sie

schlang, sie zurükzog, und eine Liebkosung versuchte. — Mein Mann! mein Mann! schrie sie, stieß ihn gewaltsam zurük, und sprang wieder auf.

In rohen Seelen gränzen keine Empfindungen näher an einander, als Wollust und Grausamkeit; gereizte Begierde geht in ihnen sehr schnell in wilden Zorn über. Dein Mann, sagte Lord C **, liegt in Ketten, thörichtes Weib! Er hat Hand an mich gelegt, mich ermorden wollen. In einer Viertelstunde lass' ich ihn vor deinen Augen erschiessen, wenn du nicht sogleich, hier auf der Stelle, mein Verlangen befriedigst.

„Mein Mann! mein Mann!“ schrie Milly halb wahnsinnig, und versuchte die Thür zu öffnen, die verschlossen war. Lord C ** zog seine Uhr aus der Tasche. Sieh! sagte er, indem er sie auf den Tisch legte; eine Viertelstunde hast du Bedenkzeit, dann ist dein Mann ohne Rettung verloren. Mit diesen Worten öffnete er die Thür, schlenderte die unglükliche Frau, die ihm folgen wollte, zurük, und gieng fort.

Milly jammerte und schrie; umsonst! Es stieg ein Gedanke in ihrer Seele auf; sie eilte an das Fenster. Da stand ihr Mann auf dem Hofe, mit gesenktem, von innrer Wuth entstelltem Gesichte; um ihn her Soldaten, die sich zum

Anschlag bereiteten. C ** hatte sie durch diesen Anblik erschüttern wollen. — „Eduard! mein Eduard!“ rief Milly, uud lag, indem er aufblikte, mit zerschmettertem Kopfe vor seinen Füßen. —

13.

— Rousseau war zu ** eben beschäftigt, die Ausbeute zu ordnen, die ihm eine botanische Excursion gewährt hatte. Er fühlte sich so glüklich in dieser Beschäftigung, bei der er die Bosheit seiner Feinde vergessen konnte! Die erhabensten Gedanken und Empfindungen knüpften sich in seinem Geiste an die Freude, ein seltnes Pflänzchen, oder ein solches gefunden zu haben, das irgend eine glükliche Jugendscene vor sein Gedächtniß rief. Er pflegte dabei so heiter zu seyn; seine Phantasie schuf nur lachende Bilder, und sein Herz klopfte stärker bei der Erinnerung so mancher von ihm Geliebten, die schon der Rasen dekte. — Plözlich geht die Thür auf, und, ohne angeklopft zu haben, tritt ein fremder Mann mit dem Hut auf dem Kopfe herein, geht auf ihn zu, und fragt mit Ungestüm in gebrochenem Französisch: Sind Sie Rousseau?

Rousseau erschrak, und alles Mißtrauen, an dem sein so oft, so schmerzhaft verwundetes Herz litt, erwachte. Er warf einen flüchtigen, aber genau prüfenden Blik auf den Fremden, dessen Aeußeres höchst vernachlässiget, obgleich nicht ärmlich war: sein dunkles Haar hieng ihm lang in den Naken und über die Stirn herab; in seinen Bliken lag eine tiefe, finstre Melancholie. Seine Bewegungen waren leidenschaftlich lebhaft; alles an ihm schien zu rufen: sehet da einen Menschen, den das Schiksal bis zum Wahnsinn beugte!

Mit etwas zitternder Stimme antwortete der Genfer Weise: Ich heiße Rousseau, mein Herr.

„Sind Sie," fuhr der Fremde mit steigender Heftigkeit fort, „sind Sie der Verfasser der Heloise und des Emil?"

Ja, mein Herr! sagte Rousseau, mit einer verzweifelten Fassung, die sie auf das Aergste bereitete; aber . . .

„So erbarmen Sie Sich meiner!" schrie der Fremde, und stürzte vor ihm aufs Knie, und hob die gefalteten Hände zu ihm empor. „Vor Richterstühlen und Thronen hab' ich vergebens Gerechtigkeit gesucht. Sachwalter der Tugend, ich fodre von Dir, was mir die lasterhaften Menschen versagten: Gerechtigkeit, Rache an

einem Bösewicht, der meine Gattin ermordet, und mich wahnsinnig gemacht hat!“ —

Rousseau's Entsezen und Mitleid, die ausbrechende Verzweiflung des Fremden, die Ermattung, in die er zulezt sank — Nein wahrlich, ich versuche es nicht, diese Szene zu mahlen.

14.

— „Meine Gattin, meine angebetete Milly, die mit zerschmettertem Kopfe vor mir auf dem Steinpflaster lag, war der lezte Gedanke, dessen ich mich entsinne. — Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einer elenden Hütte auf einem Binsenlager, und zwei Indier saßen neben mir. Sie sahen sich mit großen Augen an, als ich sie fragte. wo ich sei? Ich wollte mich aufrichten; doch ich fühlte mich kraftlos, und bemerkte, daß meine Arme gebunden waren. Ich fragte aufs neue; ihre Antwort war mir unverständlich, und ich sank wieder in die vorige Betäubung. Nach einiger Zeit fühlte ich, daß jemand meine Hand ergriff. Ich schlug die Augen auf. Ein Wundarzt, ein sehr edler Mann, und vormals mein einziger Freund, stand vor mir, und untersuchte meinen Puls. Wo bin ich, Sir? fragte ich; warum bin ich gebunden? Er bat mich, ruhig zu seyn, und befahl, mir die Banden

abzunehmen. Aus den nächstfolgenden Tagen erinnere ich mich nur einzelner Stunden: allmählig kehrte aber bleibenderes Bewußtseyn zurük; und da ich mich ziemlich erholt zu haben schien, erfuhr ich denn — der sorgsame Menschenfreund glaubte mit Recht, alles, was ich ohnehin erfahren mußte, würde mich bei meiner gegenwärtigen Erschöpfung weniger erschüttern, als späterhin; — ich erfuhr: seit jenem schreklichen Tage sei ein halbes Jahr verflossen, während dessen ich bald in Raserei, bald in stumpfem Blödsinn gelegen habe; der Lord sei durch den Anblik der Leiche erschüttert worden; er habe sie in mein Landhaus zurüktragen, mich ihr nachführen, und den Wundarzt hinausschiken lassen. Milly sei am folgenden Tage begraben worden, und jedermann habe von dem Wahnsinnigen gesprochen, der den Lord ermorden wollen, und von seiner Frau, die sich zum Fenster hinausgestürzt, weil es ihr nicht gelungen sei, ihn loszubitten. In wenigen Tagen habe man alles vergessen. Mein Amt sei einem Andern gegeben worden, und um mich habe sich sonst niemand bekümmert, als der edle Wundarzt. Dieser hatte von einem Bedienten den wahren Zusammenhang erfahren, mich in die Hütte gebracht, und unermüdet an meiner Heilung gearbeitet.“

15.

„Das Alles hörte ich mit dumpfer Fassung an. Ich selbst schien mir fremd, und meine Geschichte däuchte mir eine Fabel, die kaum meine Neugier reizte. Milly's Bild schwebte meiner Seele nur dunkel und gleichgültig vor, und ich lebte in der armseligen Hütte unter meinen Indiern fast noch eine Woche lang, ohne daß mir einfiel, es solle eigentlich etwas um mich her anders seyn, als es wirklich war. Nur zuweilen, als sich die Kräfte meiner zerrütteten Maschine wiederfanden, schnitt die Erinnerung an einen Umstand aus meinem vorigen Leben, an einen Vorzug meiner ermordeten Gattin, an eine Liebkosung, die ich von ihr erhalten hatte, brennend durch meine Seele, und verursachte mir einen Schmerz, bei dem ich unwillkührlich aufschrie. Das war aber nur für einen Augenblik: nur ein Bliz, der in finstrer Mitternacht einen blutigen Leichenhügel sichtbar macht, und sogleich wieder erlischt. Ich sank immer wieder in meine wohlthätige Apathie."

16.

„Indeß kamen diese hellen Augenblike mit jedem Tage häufiger; und einst, da ich nach einem langen erquikenden Schlaf erwachte, folgten Blize auf Blize, und ließen immer einen andern Theil von jenem grausenvollen Gemälde meiner Schiksale ins Licht treten, das nur mein Stumpfsinn mir bis jezt verschleiert hatte. In stummer Angst stand ich auf, wankte, die Hände ringend, aus der Hütte, und gieng immer weiter und weiter, ohne Absicht und Wahrnehmung. Plözlich stand ich vor einem Gebäude, das mir bekannt schien. Ich sah es an, rieb mir die Stirn, besann mich: — es war mein ehemaliges Landhaus.“

„Mit diesem Erkennen stürzte die ganze Last meines Elends auf meine Seele. Ich stieß ein fürchterliches Geschrei aus, warf mich auf den Boden, wühlte den Rasen mit meinen Händen auf: ich wollte mich durchwühlen, bis zu der Leiche meiner Milly.“

„In diesem Zustande fanden mich der Wund-Arzt und meine Wärter. Es kam ein neuer Anfall von Raserei; aber noch an demselben Tag vergieng er, und ich sank in eine verzweiflungsvolle Stille, in der ich über Mord brütete.“

17.

„Eines Tages, als mein Wohlthäter mich lange getröstet hatte, und voll Zufriedenheit über die Fassung, mit der ich ihm antwortete, eben fortgehen wollte, riß ich ihn noch an der Thüre zurük, fiel vor ihm nieder, und flehte ihn an, mir einen Dolch oder irgend ein Gewehr zu geben, das ich dem Bösewicht oder mir selbst ins Herz stoßen könnte."

„Er sagte mir, Lord C** sei schon vor zwei Monaten nach Europa zurükgekehrt. Das beruhigte mich plözlich. Die Idee, ihm zu folgen, die Geseze gegen ihn aufzurufen, ihn auf dem Schafotte büßen zu sehn, bemächtigte sich meiner ganzen Seele. Jezt dachte ich sogar daran, meine zerrütteten Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der Menschenfreund, der mein Leben rettete, hatte auch für mein geringes Vermögen gesorgt, und verschaffte mir sogar die Auszahlung meines rükständigen Gehaltes. Mit diesem und dem Wenigen, was ich aus dem Verkauf meiner Sachen lösete, gieng ich auf das erste Schiff, das nach Europa segelte."

„Als ich zu meinem Retter kam, um Abschied von ihm zu nehmen, schloß er mich weinend in seine Arme, ließ mich los, sah mich starr an,

und umarmte mich aufs neue. Er schien mit einem wichtigen Entschlusse zu ringen. „Ich begehe vielleicht eine entsezliche Thorheit,“ sagte er; „aber ich kann mich nicht entschließen, einen solchen Raub an Ihnen zu verüben. Hier, Unglüklicher! dies Heiligthum gehört Dir!“ — Er gab mir ein großes Glas in die Hand, umarmte mich noch einmal, und führte mich an die Thür. Es war, — schrie Jakson, und schlug sich mit der geballten Faust an die Stirn — es war Milly's Herz! —“

18.

Es dauerte lange, ehe Jakson im Stande war, fortzufahren, oder Rousseau, zu hören.

Gleich bei seiner Ankunft in London hatte er eine Klage erheben wollen. Die Rechtsgelehrten, die er um Rath fragte, zeigten ihm, daß er nichts ausrichten würde. Wo waren die Beweise, die er geben, die Zeugen, die er aufstellen mußte? Ja, welches war die strafbare Handlung, die der Lord begangen hatte? Welches Gesez verbietet, einem Ehemann Vorschläge zu thun? Jaksons Gefangennehmung war die Folge seines gewaltthätigen Angriffs auf den Lord. Milly hatte sich selbst getödtet.

Jakson gieng zu den Ministern; er warf sich dem Könige zu Füßen. Ohne Richterspruch konnten sie ja in dem damals noch so glüklichen England keine Strafe verhängen; — und hätten sie es vermocht: welche durften sie sich nur versucht fühlen, dem Sieger bei Plassey aufzulegen: dem Eroberer dreier Reiche, der erst vor kurzer Zeit mit Sieg und Ruhm aus einem andern Welttheile zurükgekehrt war, und auf die glänzendsten Belohnungen Anspruch machte? ihm, den selbst das Parlament späterhin, als er wegen Erpressungen angeklagt wurde, ohne Untersuchung mit der Erklärung entließ: „er habe dem Staate große Dienste geleistet!“ Man wies Jakson, als einen halb Wahnsinnigen, überall mit Unwillen zurük.

Er war auf dem Wege, völlig wahnsinnig zu werden, und hätte vielleicht einen Meuchelmord begangen, wenn sich sein Oheim nicht seiner angenommen, und ihn gezwungen hätte, zur Zerstreuung eine Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien zu machen. Ueberall begleitete ihn seine Reliquie und das Jammerbild seines Geschikes. Er kam in die Gegend von Rousseau's Wohnorte; der Name des grossen Mannes erreichte ihn. — Er fiel bei Endigung seiner Geschichte aufs neue mit dem Jammerruf: „Gerechtigkeit! Rache!“ vor ihm nieder.

19.

Rousseau sah ihn tief erschüttert eine Weile an. Endlich sagte er langsam und leise: „Ich bin ein armer, kranker, unglüklicher Mann, ohne Freunde und Verbindungen. Meine Zeitgenossen verkennen, hassen, verfolgen mich. Was kann ich für Sie thun? — Ich will," sezte er mit blizenden Augen und heftiger Stimme hinzu, „ein Brandmahl auf die Stirn des Bösewichts drüken, zu dem die Tyrannen aller künftigen Zeitalter mit Abscheu empor sehen sollen!"

Jakson gab ihm seine Adresse. Als Rousseau vierzehn Tage später an ihn schrieb, um die nähere Bestimmung eines Umstandes zu erfahren, meldete ihm sein Korrespondent zurük: Man wisse nichts weiter von einem Jakson, als daß man in der Aar einen Leichnam gefunden habe, auf dessen Brust ein verwaschenes Gemälde mit der Unterschrift. „Milly Jakson" gewesen sei. — Das Elend des Armen hatte geendet. —

20.

Rousseau hatte Jaksons Geschichte mit der rührendsten Gewalt der Beredsamkeit niedergeschrieben, als eine Bedenklichkeit bei ihm aufstieg.

Ihm schien ihre Wahrheit nicht zweifelhaft: der Wahnsinn des Unglüklichen selbst, war das furchtbarste Document; — aber bei einem Angriffe, der einen hochgefeierten Helden zum verabscheuungswürdigen Bösewicht herabsezen sollte, würde die Welt mit Recht andre Beweise, als die Aussage eines melancholischen Selbstmörders, gefodert haben. — Er legte die Erzählung zu den Papieren, die erst nach seinem Tode erscheinen sollten.

Sie hatte schon Jahre gelegen, als er erfuhr, daß Lord C** zu Montpellier sei. Auch Lady Howard, dieselbe Freundin, in deren Haus Rousseau Annetten wider die Stürme des Schiksals barg, war dort. Er schikte ihr eine Kopie seiner Schrift. „Ein Ungeheuer, das den Namen Mensch entehrt,“ schrieb er in einem beiliegenden Briefe, „wagt es, die Luft zu verpesten, in der Sie athmen. Senden Sie dem Lord C ** die beiliegende Schrift, und deuten Sie ihm an, daß er sogleich Montpellier, daß er Frankreich verlassen solle, oder daß ich ihn ohne Verzug dem Abscheu der Welt übergeben werde, den er verdient.“

Dieser Schritt hatte Folgen, die Jaksons Aussage rechtfertigten. Lord C** kehrte sogleich nach England zurük, und versuchte noch einige Zeit, durch Ausschweifuugen der gröbsten und

feinsten Art, die Furien des Gewissens zu verscheuchen, die ihn überall mit geschwungener Geißel verfolgten. Er fand kein Mittel dazu, als selbst zu thun, was eigentlich der Blutrichter hätte thun sollen. Wahrscheinlich standen Milly's und Jaksons Geister in dem Augenblike vor ihm, da er die Pistole abdrükte, die sein Gehirn zerschmetterte.

III.

Snitger,

ein Bruchstük aus der Hamburgischen Geschichte.

Beatus ille, qui —

— — — —

Forum vitat!

Hor.

Jüngling, mit dem hochlodernden Ehrgeiz! Es ist eine verderbliche Flamme, die deinen Busen entzündet! Sie wird das Glük deines Lebens verzehren. Laß dich nicht durch bloße Lüsternheit verleiten, aus dem wohlthätigen Schatten der Unbemerktheit hervorzutreten. Mische dich nicht aus Vorwiz in das Spiel der glänzenden Unglüklichen, die um das Loos der Staaten würfeln. Der Gewinn, der ihrer am sichersten wartet, ist ihr eigenes Elend! — Oft mißlingt schon der erste Schritt auf der schlüpfrigen Bahn,

des Ruhms: dann schalt das Hohngelächter der Welt dir nach, wohin du auch fliehest; und in der ödesten Wildniß bricht noch oft der Widerhall des verjährten Spottes aus deinem eigenen Busen hervor. — Gesezt, er gelinge — was hast du erworben? — Politische Celebrität ist das untilgbare Zeichen Kains, das die Ruhe, die Menschen, und alle Freuden, die sie zu geben vermögen, von dir scheuchet! Doch nein! die Menschen nicht; nur ihr Herz. Sie sammeln sich um dich her, dich zu besehen, auszuforschen; zu verläumden. Fortan hast du keinen Freund und keine Geliebte. Der Sonnenstich des Ruhms tödtet die zarten Blüthen des Gefühls, und läßt sie zum Ehrgeiz verdorren Und dufteten sie dir: du vermöchtest nicht mehr ihrer zu genießen. Weiter und weiter, vorbei an allen sanften Genüssen, geißelt dich die Furie der Nothwendigkeit, zu vollenden! — Es ist falsch, daß man den Tempel jeglichen Ruhmes erklimme! Der den Musen geweihte strahlt auf der Spize des Pindus; doch zu dem Altar der politischen Ehre führet die Bahn bergab, einen steilen Gletscher bergab, auf dem die folgenden Schritte nicht mehr in deiner Gewalt sind, sobald du den ersten gethan hast! Ueber die schwankenden Schollen des Frühlingseises im Strome führet sie hin. Die, auf der du jezt stehest, versinkt, wenn du weilest; die hinter

dir, trug die Fluth schon davon, und die vor dir sind, tauchen schon halb. Eile! beflügle den Schritt! dem Untergange kann dich nur ein Wunder entziehen! —

Zähme die thörichte Gier, Thema der Zeitung zu werden. — Reißen dich aber empörtes Gefühl des Rechts, und Bruderliebe unwiderstehlich hin, dich dem Despotismus und dem Verrath entgegen zu werfen; fühlst du den glühenden Pfeil in deiner Seele, durch den der Schuzgeist der Völker dem Einzelnen verkündet, an ihm sei jezt die Reihe zu handeln; vermagst du — das nie täuschende Unterpfand des edeln Berufes! — vermagst du die That, die dich auszeichnen wird, zu denken, ohne zugleich die Gloriole des Rufes zu sehn und seinen Posaunenton zu vernehmen: — so gehe denn, gehe, wohin dein Genius dir winkt. Die Segenswünsche aller Guten, aller Edeln begleiten dich! Aber gehe mit der melancholischen Fassung, mit der ein guter Mann, der nicht Lust hat am Würgen, zur unvermeidlichen Schlacht geht: mit der kalten Resignation eines freiwilligen Opfers, und mit dem Entschlusse, nur als Sieger zu leben! Möge, der dich berief, über dich wachen, daß nie der Strahlenguß des Ruhmes dich blende, oder der Weihrauch der Volksgunst dich betäube! — Der Mann, dessen Geschichte ich hier erzähle, war ein edler,

großer Mensch! Nur Einmal wankte er; und er war ohne Rettung verloren.

Man hat es, bis zur Französischen Revolution, der neuern Geschichte sehr oft vorgeworfen, daß sie so leer an Thaten des glänzenden Patriotismus, an großen Charakteren überhaupt sei. Kommt das nicht vielleicht daher, daß Europa jezt fast lauter große Staaten enthält, und daß wir die Geschichte der kleinen zu wenig der Aufmerksamkeit würdigen? In jenen fühlt der Einzelne zu sehr, welch ein unbedeutender Theil des Ganzen er ist, als daß er dies bis zur Aufopferung seiner selbst lieben sollte *); in diesen werden die Wirkungen des Patriotismus gewöhnlich durch die Einmischung übermächtiger Nachbarn so völlig vereitelt oder doch geschwächt, daß seine Thaten schnell vergeßne Unbesonnenheiten scheinen müssen. Sähen wir auf Eifer und Absicht: vielleicht gäb' es nur sehr wenige Reichsstädte in Teutschland, die nicht ihren Themistokles und ihren Timoleon gehabt hätten. Es würde mich freuen, wenn das folgende Bruchstük kein unbedeutender Beleg dieser Vermuthung wäre. —

---

*) „Je größer der Staat, desto kleiner der Bürger."

Nach dem Urtheil Aller, die sie genauer kennen, ist die Verfassung von Hamburg eine der vortreflichsten, die ein Freistaat haben kann. Nicht das Nachdenken eines einzelnen Gesezgebers, nicht ein politisches System hat sie gebildet, sondern die Nothwendigkeit und die ungeschwächte Kraft jedes Einzelnen, auch seinen Anspruch auf Wohlseyn geltend zu machen. Jede neue Bestimmung derselben war das Produkt des jedesmaligen Bedürfnisses seiner Bürger. Daher waren die Hamburger als Fischer glüklich, sie waren es als Brauer und als Fabrikanten; sie sind es jezt als Zwischenhändler der meisten Europäischen Staaten, und geben vielleicht dadurch allen Völkern der Erde die wichtige Lehre: um auf Jahrtausende das Glük der Staatsbürger zu sichern, müsse eine Verfassung nie zur unbiegsamen Hülle erstarren; müsse sie nichts Unabänderliches haben, als die Freiheit seiner Glieder, und die Fähigkeit, ohne gewaltsame Erschütterung nach dem Drange der Umstände umgestaltet zu werden. —

Folgendes ist die Form, die seit einem Jahrhundert in Hamburg besteht.

Der Magistrat hat die vollziehende Gewalt, bestimmt die auswärtigen Verhandlungen, sorgt für die innere Ruhe und Wohlfahrt, und für die strenge Beobachtung der schon vorhandenen Geseze; doch neue darf er nur vorschlagen.

Er ist in Rechtssachen Einzelner der höchste Richter; aber um Abgaben darf er nur anhalten, und über die Disposition des Staatsvermögens muß er Bewilligung einholen.

Neben ihm steht das Kollegium der Oberalten. Fünfzehn der ehrwürdigsten, zuverlässigsten Männer der Stadt bilden es. Sie haben mancherlei kleinere Geschäfte im Staat; ihre Hauptbestimmung aber ist, über das Verfahren des Magistrats zu wachen, jede Verlezung der Geseze oder der Verfassung, die er sich erlauben könnte, zu rügen, und die beeinträchtigten Bürger zu vertreten.

Was zwischen dem Senat und diesem Collegium nicht geschlichtet werden konnte, wird an ein zweites, die Sechziger, und von diesem an ein drittes, die Hundert-achtziger gebracht.

Der oberste Richter in den Streitigkeiten über die Verfassung, der Bestätiger der neuen Geseze, die der Magistrat vorschlug und die Collegien billigten, der Bewilliger der Abgaben und ihres Gebrauchs, ist das Corps der gesammten Bürgerschaft, das sich zu bestimmten Zeiten versammelt. Die Berufung desselben kann der Magistrat, wenn es ihm heilsam dünkt, zwar unterlassen, aber nicht wider den Willen der Collegien vornehmen. Die versammelten Bürger votiren einzeln, ohne zu debattiren. —

Die lezten Decennien des vorigen Jahrhunderts waren die Periode, in der diese Form, deren ausführlichere Beurtheilung hier wohl nicht am rechten Orte wäre, nach mannichfaltigen Unruhen vollendet wurde. Damals zerrütteten wüthende Faktionen den kleinen Staat, und Mißtrauen und Feindseligkeit entfernten alle Gewalten von einander. Der Magistrat schloß heimliche Bündnisse mit benachbarten Fürsten, um sich, wie man mit grosser Wahrscheinlichkeit behauptete, souverain zu machen. Die Oberalten erlaubten sich offenbare Ungerechtigkeiten und Veruntreuungen der öffentlichen Gelder. Der Herzog von Zelle, als Bundesgenosse des Magistrats, stand im Begriff, sich des Stadtgebietes zu bemächtigen; und der kaiserliche Hof, der bereitwillig jeden Anlaß ergriff, sich als Herr der Reichsstädte zu benehmen, ertheilte den Schuldigen Schuzbriefe, diktirte Geseze, welche die Verfassung umwarfen, und drohte jeden Augenblik mit der Reichsacht.

Ich übergehe das Detail jener Händel. Verwikelungen dieser Art sind der Fluch des Geschichtschreibers, und die Pein seiner Leser. Voll Freude, hier nur die Pflichter des unterhaltenden Erzählers zu haben, begnüge ich mich, zu sagen: die Bürgerschaft, von allen Seiten bedrängt und gequält, hatte den Muth verloren,

ihre Stimme zu erheben. In dumpfer, furchtsamer Betäubung ergab sie schon darein, über sich schalten zu lassen; ihre Rechte, vielleicht die Selbstständigkeit des ganzen Staates, waren nahe daran, auf immer verloren zu gehen, als ein kühner Patriot, Hieronymus Schnitger, sich an die Spize seiner Mitbürger stellte, und alles rettete.

Obgleich im Besiz eines großen Vermögens, obgleich wegen seines hellen Verstandes und seiner muthigen, unerschütterlichen Rechtschaffenheit allgemein hochgeachtet, hatte er doch nie nach einer Würde gestrebt, und selbst in den Unruhen sich nie dazu gedrängt, eine Rolle zu spielen. Erst als der Untergang der Stadt unvermeidlich schien, trat er auf. Er legte der Bürgerschaft Dokumente vor, die das Unrecht bewiesen, das der kaiserliche Hof gegen sie verübte. „Wollet ihr offenbare Ungebühr dulden, weil ihr keine Heere auszusenden habt? Jeder zahm erlittene Druk wird Berechtigung zu einem neuen. Die wahre Kraft des freien Mannes und sein Schuz bestehen in seinem Muth. Oft ist das sicherste Mittel, dem Untergange zu entgehn, daß man ihm trozet. Muthig also widerstanden, ihr Bürger! Verlasset euch selbst nicht; und ihr seid gerettet! Wenn euch Mächtige drohen, werden sich Mächtige finden, euch zu beschüzen.“ —

Man kennt jene ausschweifende Hypothese eines Philosophen: die Seele erschaffe sich den Körper, den sie bewohnen solle. In der Politik ist sie gegründet. Snitgers kühner Geist gieng auf die Versammlung über. In einer kraftvollen Erklärung deutete sie dem Magistrate an, daß sie ferner keine fremde Autorität in ihren Angelegenheiten anerkennen, keine Eingriffe in ihre Rechte dulden werde, und daß sie die Bestrafung der Schuldigen fordere.

Ihr Verfahren entsprach dem Geiste dieser Erklärung. Der Magistrat entsagte seinen ehrsüchtigen Planen wenigstens zum Schein, und versöhnte sich mit den Bürgern; die strafbaren Oberalten wurden abgesezt, und mußten das Veruntreute erstatten. Der Bürgermeister Meurer, der sich den fremden Höfen verkauft hatte, wurde kassirt, und mußte schwören, die Stadt nicht zu verlassen, brach aber seinen Schwur sogleich, indem er nach Zelle floh, wo ihn der Kaiser zum Reichshofrath ernannte. Der große Churfürst von Brandenburg drang bei dem Herzoge von Zelle auf die Einstellung aller Feindseligkeiten; und dieser sowohl, als der kaiserliche Hof, sahen, durch den einsichtsvollen Muth eines einzigen Bürgers, alle ihre Plane vereitelt, und die Stadt, die sie schon als ihre sichere Beute betrachtet hatten, freier und selbstständiger als je.

Sie gaben ihre Absichten deshalb nicht auf; doch ehe sie von neuem an der Ausführung derselben arbeiteten, suchten sie den Mann aus Hamburg zu entfernen, den sie mit Recht als das Palladium der Stadt ansahen. Der kaiserliche Hof befahl Snitgern, zu entdeken, woher er die Papiere bekommen, die er den Bürgern vorgelegt habe. Er antwortete kalt: „da er sein Wort gegeben, das zu verschweigen, so sehe man wohl, daß es ihm unmöglich sei, zu antworten.“ Seine Mitbürger unterstüzten ihn, indem sie die Geschichte jener Papiere für ein Staatsgeheimniß erklärten, und sich unter einander verpflichteten, Gut und Leben für das Wohl ihres Patrioten aufzuopfern. — Das Kabinet von Wien forderte den Magistrat auf, Snitgern als einen Meuter zu verhaften und zu bestrafen. Die Bürgerschaft wiederholte ihren Eid, und hieng seitdem mit völliger Hingebung an Snitgers Willen. Er benuzte das, alle Parteien vollends zu versöhnen, und, wie er glaubte, den lezten Samen der Zwietracht zu erstiken.

Die feindlichen Höfe, die sich scheueten, einen offenbaren Angriff auf die Reichsstadt zu thun, schlügen, wahrscheinlich auf des meineidigen Meurers Anstiften, einen hinterlistigern Weg zu ihrem Ziele ein.

Als Snitger am Abend des 15ten März 1685 mit seiner Gattin aus einem Garten, den er in

Ham besaß, nach der Stadt zurükkehrte, ward sein Wagen plözlich von einem Trupp Reiter umringt. Sie rissen ihn heraus, banden und knebelten ihn, warfen ihn rüklings in einen bereit stehenden Leiterwagen, sezten seine Gattin zu ihm, und jagten auf einem wenig befahrenden Wege davon. In Kurzem waren sie aus dem Gebiete der Stadt.

Eine einzige alte Frau, die während des Getümmels unbemerkt an der Gruppe von Reitern vorübergegangen war, hatte den Vorgang gesehn. Sie zeigt ihn im Thore an; und in Einem Augenblik jammert die Trauernachricht durch alle Straßen. Zitternd vor Schreken und Wuth wimmeln die Bürger aus ihren Häusern hervor, die meisten schon unbekleidet, aber alle bewaffnet. Der rennt im Hemde mit bloßem Degen hin; der schleppt eine alte Flinte, jener eine Axt mit sich; und wer nichts anders erhaschen konnte, schwingt drohend seinen Stok. So stürmen sie zum Rathhause, wo sich der Magistrat, voll Entsezen, schon versammelt hat. Von ihm fordern sie ihren gestohlnen Retter. „Snitger!“ ist der Name, den ein blasser Mund dem andern nachspricht. „Snitger!“ schluchzen die Weiber an der Seite ihrer Gatten, und selbst die Kinder stammeln weinend auf allen Straßen den Namen des verehrten Patrioten.

Der äusserst erschrokene Senat thut, so viel er vermag. Er läßt alle seine reitenden Diener und Dragoner aufsizen; er verspricht dem Retter Snitgers eine Belohnung von tausend Thalern; er befiehlt, um Geissel zu haben, Meurers Verwandten zu verhaften. Die Thore werden geöffnet: aus jedem stürzen Tausende von bewaffneten Bürgern, die sich auf alle Wege vertheilen, um sicher die Frevler nicht zu verfehlen. Eignes Gebiet oder fremdes: ihr Enthusiasmus läßt sie nicht darauf merken. Beflügelt von patriotischer Wuth, stürmen sie fort.

Die Räuber waren indeß schon längst auf Zellischem Boden, wo sie sich in Sicherheit glaubten, und gemächlicher flohen. Bei Atteln burg wollen sie über die Elbe gehen. Die Fähre ist am andern Ufer; doch auf den ersten Wink stößt sie vom Lande. Man hebt indeß Snitgern vom Wagen, und wirft ihn ins Gras. Weinend sezt sich seine Gattin neben ihn, indeß der Anführer des Trupps auf der andern Seite das Taschenbuch des Gefangenen untersucht. Jezt landet die Fähre, und — jezt stürzt der Major Eberrank an der Spize der Hamburgischen Dragoner vom Hügel daher. Die Räuber, starr vor Schreken, werden, ohne Widerstand zu thun, gefangen genommen, entwaffnet und gebunden. Snitgers Bande werden zerrissen; er besteigt wie,

der das Fuhrwerk, auf dem er noch vor wenigen Minuten so hülflos gelegen hatte: in einen Siegeswagen verwandelt, wird es zur Stadt zurükgelenkt.

Die Nachricht von Snitgers Befreiung jauchzt vor ihm her. Lange vor ihm erreicht sie Hamburg, und verwandelt den Jammer, der noch auf allen Straßen weint, in das lauteste Jubelgeschrei. Die Männer, die von den andern Landstraßen, ohne Spuren gefunden zu haben, trostlos und erschöpft zurükkehren, vernehmen nicht so bald die freudige Nachricht, als sie schon wieder zum Steinthore hinausjagen, um den edlen Bürger zu empfangen. Wer keines Pferdes mächtig wird, und sich noch rüstig genug dazu fühlt, wandelt zu Fuß davon, und die Freude trägt ihn flüchtig hin. Frauen und Mädchen raffen ihren schönsten Puz zusammen, beladen sich mit allen Blumen und Früchten, welche die frühe Jahreszeit noch in Zimmern und Treibhäusern bietet, und folgen der Spur ihrer Männer und Väter. Greise, Kranke und Kinder schleichen an das Thor, oder lagern sich wenigstens vor den Häusern der Straßen, durch die der Triumphzug gehen muß.

Bei Bergedorf traf Snitger am 20sten März auf den Vorderzug seiner ihm brüderlich liebenden Mitbürger. Willkommen und Heil! riefen

ihm tausend Stimmen entgegen. Das dichte Gewimmel zwang den Wagen, zu halten. Jeder arbeitete sich durch, und schäzte sich glüklich, wenn es ihm gelang, die Hand des Geretteten zu schütteln; jeder bot alles auf, ihn bemerken zu lassen, daß auch er entzükt sei. Die rauhen Männer fühlten kaum, daß ihnen heiße Zähren über die Wangen herabflossen. Fast erschöpft von Liebkosungen, die er empfieng und erwiederte, trat Snitger seinen weiteren Zug an; seine Mitbürger drängten sich dicht um ihn her, alle die Augen auf ihm, alle nur ihn im Herzen und Munde.

Indem sie so hinziehen — immer treffen noch Andre ein, immer muß der Wagen noch einmal halten, weil ein Bürger die Begierde nicht länger mäßigen kann, Snitgers Hand an seine Brust zu drüken. Jezt tönen ihnen laute Gesänge entgegen. Es ist die Schaar der Bürgerinnen, und die Männer jubeln leiser, damit man die sanfteren Stimmen ihrer Weiber und Töchter besser höre. Myrtenreiser und Apfelsinen fliegen von allen Seiten in Snitgers Wagen, und Blumen werden ihm auf den Weg gestreut.

Langsam rükte der Zug so fort. Jezt war er am Thore der Stadt, und ein drittes Freudengeschrei ertönt, das rührendste von allen: die Greise und die Kinder erheben ihre schwachen

Stimmen und ihre zitternden Hände! — So folgte eine ganze Stadt ihrem biedersten Manne durch die Straßen nach, und grade zum Rathhause. Snitger steigt ab, und fliegt die Stufen hinan. Parteigeist, Haß und Formalität sind vergessen. Weinend vor Freude, wie die Kinder und Weiber und Männer, empfangen ihn die Väter der Stadt. Er geht aus Einer Umarmung in die andere, und es verfliessen Stunden unter Liebkosungen und Jubel.

Die Nacht brach ein, und mit ihr begann eine neue Feier. Ohne Verabredung wurden alle Häuser erleuchtet; und wer kein Licht hatte, stellte wenigstens seine Lampe an das Fenster des Kellers, den er bewohnte. Das Volk trug Holzstöße auf den Märkten zusammen, zündete sie an, und tanzte und sang um sie her, bis der anbrechende Morgen es erschöpft nach Hause sendete.—

Welch ein Fest! Wann herrschte der Fürst, dem je ein solches begangen wurde? O, hätte der wakere Snitger es nicht überlebt! — Es giebt in der Geschichte fast jedes ausgezeichneten Menschen Augenblike, die zu ähnlichen Wünschen bewegen. Fast immer ist der Moment der höchsten Ehre — das prunkende Portal eines dumpfigen Leichenhauses! —

Von dem Zeitpunkte seiner Rettung an galt Snitger für den Schuzgeist Hamburgs, war er

der Held und der Weise seiner Vaterstadt. Bei jedem Bedrängniß, in jeder Verlegenheit sah man auf zu ihm, und glaubte mit Zuversicht, er werde sie wenden. Jede Meinung ward in den Bürgerversammlungen als widerlegt angesehen, und schweigend zurükgenommen, sobald Snitger äußerte, sie sei nicht die seinige. Selbst der Magistrat wagte keinen Vortrag, über den er nicht vorher mit ihm Rükſprache genommen hatte. Es gab keinen Bürger in Hamburg, der nicht mit Enthusiasmus Gut und Leben aufgeopfert hätte, ihn dem Staate zu erhalten. Snitger erwiederte diese Liebe mit gleich warmen Gefühlen. Ihr Wohl war von nun an das Geschäft seines Lebens, das höchste und einzige Ziel seiner Gedanken. Aber er empfand zugleich sehr tief, welche furchtbare Bürde das Zutrauen war, das die Wohlfahrt des Staates in seine Hände legte. Mit trüber Entschlossenheit bemühte er sich, sie würdig zu tragen; doch — es gefiel der Vorsehung, ihn erliegen zu lassen.

Leider war es seine Rettung selbst, was Hamburg bald in äußerst große Bedrängnisse brachte. Die gefangenen Räuber wurden auf die Folter gelegt; sie bekannten, daß sie in auswärtigen Kriegesdiensten ständen, und den Streich zufolge eines Auftrages von zwei in Hamburg residirenden Gesandten unternommen hätten. Der Magistrat glaubte darauf keine Rükſicht nehmen

zu dürfen, und ließ sie auf offenem Markt enthaupten. Weit entfernt, ihre Theilnahme an dem Menschenraube zu läugnen, beschwerten sich jene Gesandten mit Heftigkeit darüber, daß man sich unterstanden habe, ihre Werkzeuge zu bestrafen; als wenn wirklich ihr Name hinreichen müßte, ein Bubenstük und dessen Vollzieher zu heiligen. Der kaiserliche Hof drohete mit der fürchterlichsten Rache, forderte ungeheure Geldsummen als Genugthuung, und verwies, da sie nicht bewilligt wurden, die Hamburgischen Deputirten aus Wien. Der Herzog von Zelle verlangte Satisfaktion dafür, daß man sein Gebiet bei der Gefangennehmung der Räuber verlezt habe; und Hamburg sah sich — das gewöhnliche Schiksal zu kleiner Staaten — mit neuen Mißhandlungen bedroht, weil es ihm gelungen war, eine vorhergehende zu vereiteln.

Im Anfange des Jahres 1686 nahmen Zellische Truppen unvermuthet den größten Theil des Hamburgischen Gebietes in Besiz. Der Magistrat wendete sich mit dringenden Bitten um Vermittelung an jenen Fürsten, der, so klein auch sein Land verhältnißmäßig war, doch mit ungleich gegründeterm Rechte, als Ludwig der Vierzehnte, der Stolz seines Jahrhunderts genannt zu werden verdiente. Der große Churfürst hatte sich während der Unterhandlungen in

Wien und Zelle sehr lebhaft für Hamburg verwendet. Auch jezt ließ er dem Herzoge ernstliche Vorstellungen thun, und bot der Stadt eine Besazung an; aber sich in einen offenen Krieg für sie einzulassen, erlaubten ihm die Rüksichten auf das Wohl seines eigenen Staates nicht: und so schien Hamburg seinem Schiksale hülflos hingegeben.

Jezt bemächtigte sich der ganzen Stadt jene ängstliche Ungewißheit, die niederschlagender ist, als die Gegenwart der furchtbarsten Gefahr. Handel und Gewerbe stokten, weil Fremde erst den Ausschlag des Geschikes erwarten wollten, ehe sie neue Geschäfte einleiteten, und weil selbst die Einwohner der Stadt heimlich Vorkehrungen trafen, sich, im Fall einer unglüklichen Belagerung, zu retten. Kaum kamen noch Lebensmittel zu Markte. Mit gesenktem Haupte und in trübes Sinnen verloren, schlichen Rathsherren und Bürger zu ihren Versammlungen, und wieder nach Hause, ohne Auskunft gefunden zu haben. Nur zu Snitgern sah man noch zuweilen mit Hoffnung auf; aber auch seine Mine zeigte tiefen Gram und jene finstre Fassung, mit der ein fester Mann der lezten, endenden Scene eines rühmlichen Lebens entgegen zu gehen pflegt. Auf der Stirne größerer Menschen glaubt die Menge die Zukunft enträthseln zu können, wie an den Gipfeln der Berge das Wetter des fol-

genden Tages. Snitger zagte: nun schien alles verloren. —

Plözlich erschien er wieder mit heiterem Gesicht auf der Börse und in der Bürgerversammlung; er besorgte ruhig seine Handelsgeschäfte, schlug eben so ruhig Maßregeln vor, dieser oder jener Unannehmlichkeit abzuhelfen, und ermunterte jedermann zu guten Hoffnungen. Was ihn so umgewandelt hatte, vermochte man nicht zu errathen: aber seine Zuversicht gieng wie ein Sonnenstrahl über die Stadt aus; und hätte man nach dem wiedergekehrten Frohsinn der Bürger schließen wollen, so würde man alles haben für beigelegt halten müssen. Zwar ward diese Stimmung durch die Nachricht unterbrochen, daß sich ein Corps Dänischer Truppen bei Glükstadt versammle; doch Snitger und seine Freunde wußten dies so vortheilhaft zu deuten, daß man es bald nur als einen Gegenstand der Neugier ansah, und die Aengstlichkeit belachte, die der Magistrat dabei zeigte. Desto größer aber war das Entsezen, als die Dänen am 19ten August 1686 die Stadt einschlossen, und ihre Unterwerfung forderten, auch gleich nachher einen lebhaften, aber vergeblichen Angriff auf eins ihrer Außenwerke machten.

Ist die Gefahr erst entschieden, so kehrt gewöhnlich Kraft in die Seele der Zagenden zurük.

Die Bürger von Hamburg bewaffneten sich, und eilten auf die Wälle. Selbst fremde Matrosen und Handwerksgesellen thaten bereitwillig Wache. Sogar der Herzog von Zelle vergaß seinen Groll, und ließ, auf das Ersuchen des Magistrats, eben die 4000 Mann, die bis jezt das Hamburgische Gebiet feindlich besezt hatten, als Garnison in die Stadt rüken. Die fremden Gesandten, die in Hamburg anwesend waren, begaben sich in das Dänische Lager, um zu vermitteln. Der Churfürst von Brandenburg drohete, und die Herzoge von Meklenburg zogen ihre Truppen zusammen. Der König von Dänemark sah also, daß mit der fehlgeschlagenen Ueberrumpelung seine ganze Absicht auf Hamburg verunglükt sei. Bereitwillig verstand er sich zu einem Vergleiche. In acht Tagen war die Gefahr, die Hamburgs Freiheit bedrohet hatte, abgeleitet; schon am 27sten August zogen sich die Dänen wieder zurük.

Aber noch ehe sie sich entfernten, war über die Veranlassung ihres Unternehmens ein Licht aufgegangen, das alle Bürger Hamburgs mit Entsezen erfüllte. Der Dänische Resident Paulli hatte sich am 19ten August aus der Stadt entfernt. Eine Magd zeigte dem Senat an, sie habe ihn in der Nacht vor seiner Abreise einen Kasten in seinem Garten vergraben gesehen. Der Magistrat ließ diesen Kasten erheben, öffnete

ihn, untersuchte die Papiere, die er enthielt, und fand, — daß Snitger ein geheimes Verständniß mit dem Dänischen Cabinet gehabt hatte. — Er war der Eifrigste bei der Vertheidigung gewesen; die Policeidiener, die ihn verhaften und in die Frohnerei führen sollten, fanden ihn in einer angegriffenen Schanze unter dem Gewehr; er hatte sich überhaupt fast nicht von den Wällen entfernt, seitdem die Dänen erschienen waren: gleichwohl zeugte seine unverkennbare Handschrift so unwidersprechlich gegen ihn, daß kein Zweifel möglich blieb. —

Niedergedrükt von dem Bewußtseyn, daß Er, obgleich unschuldig, es sei, der seiner Vaterstadt die Zellische Besezung ihres Gebietes und den Zorn des kaiserlichen Hofes zugezogen habe; gerührt durch die Anhänglichkeit, die seine Mitbürger ihm troz jenen Widerwärtigkeiten zeigten, hatte er, ängstlicher als jemand in der Stadt, überall nach Hülfe umhergespäht. Endlich glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben. Eine schon in der Jugend geknüpfte Freundschaft verband ihn mit einem andern Bürger von Hamburg, Conrad Jastram, der zwar an Geist und Muth weit unter ihm stand, aber dafür ihm unerschütterlich ergeben war. Diesem theilte Snitger seinen Gedanken mit. Jastram billigte ihn

mit Wärme; und ohne Verzug giengen nun Beide an die Ausführung.

Schon im Jahr 1679 hatte Dännemark für eine Summe von 350,000 Thalern seinen Ansprüchen auf Hamburg zum Theil entsagt, zum Theil sie künftiger richterlicher Entscheidung überlassen. Der Magistrat glaubte zwar nicht, sehr auf diesen Vertrag bauen zu dürfen; aber den beiden graden, rechtschaffenen Bürgern schien er hinlänglich, um mit Zuversicht auf Dännemarks Hülfe gegen den Herzog von Zelle zu hoffen, sobald man sie anriefe. Nur über die Art, wie dies geschehen solle, waren sie verlegen.

Zufolge der Verfassung besaß nur der Magistrat das Recht dazu; er hatte sich aber durch seine ehemaligen geheimen Verbindungen mit Zelle so verdächtig gemacht, daß die Bürger selbst die Besiznehmung des Gebietes für eine Folge derselben ansahen. Wollte man die Bürgerschaft bereden, die Unterhandlung zu übernehmen, so durfte man von der einen Seite nicht auf die nothwendige Geheimhaltung rechnen; und von der andern wäre dies ein äußerst bedenklicher Bruch der Verfassung gewesen, der den furchtbarsten Zwiefalt nach sich gezogen hätte. — Im Vertrauen auf die Liebe seiner Mitbürger und auf die Rechtlichkeit seiner Absichten, entschloß sich Snitger, in seinem Namen

die Unterhandlungen anzufangen, und begieng so aus Patriotismus — Hochverrath.

Die beiden Freunde wendeten sich an den obengenannten Dänischen Residenten; und in kurzer Zeit war der Traktat geschlossen. Der König von Dännemark versprach, die Zellischen Truppen mit Gewalt aus dem Gebiete von Hamburg zu vertreiben, und Snitger gelobte dagegen, daß die Stadt dem Könige durch eine feierliche Deputation danken, und ihm die Kosten der Rüstung bezahlen solle.

Er hatte nichts versprochen, was er nicht erfüllen konnte. Aus Liebe zu ihm würden die Bürger sich zu den größesten Aufopferungen verstanden haben: wie konnten sie wohl zögern, einen so wichtigen Dienst, als Dännemark versprach, durch eine bloße Danksagung und durch Kostenersaz zu erwiedern? Hätte Snitger mit einem rechtschaffenen Privatmanne zu thun gehabt, so würde er sich eine neue Bürgerkrone verdient haben; er hatte sich aber an ein Kabinet gewandt; und so mußte er schwer für sein unbesonnenes Zutrauen büßen. Dännemark versammelte Truppen, doch nur, wie wir gesehen haben, um die Unterdrükung Hamburgs zu vollenden.

Offen und ruhig erzählten Snitger und Jastram im Verhör ihre Absichten und ihre Maßre-

geln; allein die Eifersucht und der Haß des Magistrats waren aufs neue erwacht. Sie wurden auf die Folter gespannt. Unter den gräßlichsten Martern konnten Beide nichts mehr bekennen, als was sie ohnehin schon gestanden hatten: ihren Wunsch, Hamburg zu retten; ihr unüberlegtes Zutrauen zu ihrem Einflusse; ihren übereilten Glauben an die Redlichkeit eines Kabinettes.

Ihre Freunde bebten von ihnen zurük, und ihre erbitterten Feinde hatten den unmenschlichen Genuß, den schreklichsten Sinn in ihre patriotische Unbesonnenheit hinein zu deuteln: so war sie hinreichend, ihnen das Todesurtheil zuzuziehen.

Indeß wagte man es noch immer nicht, rasch zum Aeußersten zu gehn. Erst als man den Bürgern einige Monate Zeit gelassen, sich in den Versammlungen an die Abwesenheit ihrer Patrioten zu gewöhnen; erst als man noch mehr fremde Truppen — theils Brandenburgische, theils Meklenburgische — in die Stadt gezogen hatte, ward das Urtheil publicirt. Es entschied: „daß Snitger und Jastram enthauptet und geviertheilt, und ihre Köpfe dann über zwei Stadtthoren aufgestekt werden sollten.“ Was diesen Spruch völlig als den Sieg einer Faktion bezeichnet, ist der Umstand, daß man zugleich die Rükberufung des meineidigen Meurer und seine Herstellung in die Bürgermeister-Würde beschloß.

Der 4te Oktober 1686 war der furchtbare Tag, dem alle rechtschaffene Bürger Hamburgs mit Schreken, und sogar Snitgers blutgierige Feinde nur mit banger, zweifelnder Freude entgegen sahn: der Tag der Vollziehung. Snitger selbst war vielleicht der Einzige, der ihn mit voller Fassung erwartete.

Als die Stunde der Hinrichtung anbrach, besezte man die Märkte, die Thore und den Richtplaz vor der Stadt mit fremden Truppen. Dann erst begannen die Gloken ihren feierlichen Ruf, bei dem sich alle Bürger in ihren Häusern mit Thränen des Jammers verschlossen. Der ganze Staat schien einem Todeskampfe entgegen zu gehn.

Eine starke Bedekung holte zuerst Jastram aus seinem Gefängnisse ab. Sein zärtlicher Körperbau, sein furchtsamer Geist hatten den Schmerzen der Folter, dem Schreken des Kerkers und des nahenden Todes nicht widerstehen können; er zitterte zum Richtplaze hin. Als er durch das Steinthor geführt ward, sah er die Knechte des Büttels eben beschäftigt, die Stange zu befestigen, auf welcher der Kopf seines Freundes, als ein lange dauerndes Schmachzeichen, stehen sollte. Er sank ohnmächtig an dem Fuße der angelehnten Leiter nieder. Man riß ihn

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

auf, man zerrte ihn fort: fast ohne Bewußtseyn empfieng er den Streich des Todes.

Noch rührender war die Szene, die Snitgers edles Leben endigte. Man erinnert sich seiner Gattin, die einst den schönsten, rührendsten Triumph mit ihm theilte, den je ein Staatsbürger gehabt hat. Auch ins Gefängniß war sie ihm treu gefolgt; auch in die Folterkammer hatte sie ihn, mit dem unerschütterlichen Muthe einer Spartanerin, begleiten wollen. Man war so menschlich gewesen, es nicht zu erlauben: aber welche Gefühle mögen während der gräßlichen Zeit seiner Marter das Herz der Verlassenen zerrissen haben! Und wenn man ihn nun, halb sinnlos vor Schmerz, und unfähig, seinen verrenkten Gliedern zu gebieten, ihrer jammervollen Pflege zurükgab — Vorüber! vorüber! Es giebt Situationen, vor denen die Seele des Erzählenden zurükschaudert, und die er, aus Schonung, die Hörer kaum darf ahnen lassen. —

Mit festem, entschlossenem Schritte trat Snitger aus seinem Kerker hervor, unter die schrekliche Begleitung, die ihn erwartete. Hinter ihm bebte ein bleiches, abgezehrtes Gespenst über die Schwelle. Der dumpfe Schrekenruf der Gloken, der ihr zugleich mit der ungewohnten, freiern Luft entgegen kam; die Weiber und Kinder, die in der Entfernung jammerten; die starren, ge-

fühllosen Gesichter der Soldaten — Die Unglük=liche ertrug es nicht: sie stürzte ohnmächtig zu Boden. Ein mitleidiger Büttel sprang zu, ihr zu helfen. Snitger sah sich um. „Ein Ehrloser sollte seine treue, angebetete Genossin auch nur berühren?“ Er schleuderte den Büttel zurük, raffte selbst seine unglükliche Gattin vom Boden auf, und lehnte sie an die Stufen des Gefäng=nisses. Als ein Zeichen seiner Bürgerwürde, hatte man ihm einen schwarzen Mantel umge=hängt. Er riß ihn von den Schultern, dekte ihn über die Ohnmächtige, drükte noch einen Abschiedskuß auf ihre blassen, welken Lippen, und gieng gefäßt und freimüthig den Weg, den er nie zurükgehen sollte. Als sie ihr Bewußt=seyn wieder erhielt, triefte schon sein Kopf über demselben Thore, durch das ihn an ihrer Seite, kaum achtzehn Monate vorher, der laute Jubel der ganzen Stadt begleitet hatte. =

Snitgers Vermögen wurde eingezogen, um dem Könige von Dännemark die Kosten der Be=lagerung zu bezahlen. Seine Wittwe schmach=tete noch einige Jahre bei Almosen, ehe der Gram sie tödtete. Seine Kinder, sagt Heß, wurden im Waisenhause von den Folgen der Vernachlässigung aufgezehrt.

Beatus ille, cui licet forum vitare!

IV.

Signora Contarini,

eine Venezianische Novelle.

I.

Blikt her, hieher auf den murmelnden Quell! Mit bunten Bläschen spielt er aus dem Rasen hervor, schleiche durch duftende Kräuter, wiegt hier eine abgewehte Blüthe hin, trägt dort einen Zweig drei Schritte weit, und sezt ihn dann an einen Blumenstengel ab. Kühn und rasch schreitet die Wasserspinne auf ihm einher; mit jedem Ansaz erreicht sie das gegenseitige Ufer. Die Biene läßt sich auf ein Gräschen nieder: es beugt sich unter ihrer Last, und sie stillt furchtlos ihren Durst. Angelokt durch das friedliche Rieseln, schlägt die Nachtigall hoch und frölich auf im nahen Gebüsche. — Da hüpfet der Quell rüstig den Hügel hinab in den Strom.

Seht hin in den Strom! Majestätisch und unaufhaltsam wandelt er durch die Länder:

diesem Segen spendend, und jenem Verderben. Ob hier mit dem unterwaschenen Ufer ein Dorf in die Fluthen hinabstürzt, dort eine üppige Stadt an seiner Bucht emporwächs't, da eine andre in Trümmer zerfällt: er wallt ihn hin, den erhabenen Gang, stolz und kraftvoll, ein Bote der Allmacht. Aus tausend Quellen erwuchs der Wasser-Koloß, und jede seiner brausenden Wogen floß aus Wellchen zusammen, die einst, wie diese hier, flimmernde Ringe um Blumenschäfte zogen. Wer gedenkt ihrer noch im Drange der furchtbaren Masse? — Geschik der Nationen, du gleichest dem Strome! Dem Schiksal einzelner Menschen gleichest du, Quell!

Wie Wogen rollt die Geschichte Völker auf Völker dem Blike vorüber. Wir sehen sie stolz gebläht aus der Tiefe heraufsteigen, wachsend vorbeiziehn, sinken, und im Gedränge der Schwestern zerfließen. Den einzelnen Tropfen im Strom, den einzelnen Menschen im Volk, gewahren wir nicht. Die donnernde Stimme der Geschichte spricht von Millionen wie von Einer Erscheinung; und doch, wenn sie gefühllos uns von zehntausend hier, von zwanzigtausend dort erzählt, die der Rasen wie Eine Leiche verschlang —; doch trug jeder dieser Tausende eine Welt von Gefühlen in seiner Brust; jedem hatte die jugendliche Phantasie ihr buntes Gewebe aufge-

spannt, und jedem die Liebe ihre süße Lüge erzählt! —

Der Blik auf das Wogengetümmel ermüdet und betäubt; das melancholische Murmeln der Quelle tönet in das Herz. Die Geschichte tödtet das Gefühl: folget, Leser, dem Biographen den romantischen Pfad längs dem Quell; der hier unter Cypressen den Hügel hinabrauscht. Es ist ein heiliger Quell; und was ihr ihm entschöpfet, deutet vielleicht das Rauschen des Stromes. —

2.

Reinwald an Treumann.

„Deinen nächsten Brief adressire nach Rom. So reizend mein Aufenthalt hier ist, so viel Vergnügen ich mir davon versprach, die übrigen Sommermonate am Ufer der Brenta zuzubringen: — es ängstiget mich doch zu sehr, in dem Gebiet eines Staates zu leben, der nur für Bösewichter gestiftet, nur auf die menschliche Verderbtheit berechnet scheint. Wie ein Gespenst, schleicht mir hier überall eine schrekliche Erinnerung nach, und entstellt alle Reize der Natur um mich her. Ich muß fort, schnell fort, wenn mir nicht Italien verhaßt werden soll! —

Vor einigen Tagen irrete ich, ganz in die Schönheit der Gegend verloren, längs der Brenta hin, aus einem Citronen- und Lorbeerwäldchen ins andre, und stand unvermuthet vor der offenen Thür eines Gartens. Seine Schattengänge schienen mir so einladend, und die ländliche Gastfreiheit der Nobili steht in so gutem Rufe, daß ich ohne Bedenken hineingieng, um ihn näher zu betrachten. Es schien niemand gegenwärtig zu seyn; unbefangen stieg ich also eine Terrasse hinan, an deren Fuße auf der einen Seite der Strom hinfloß, und die auf der andern ein Bosket von blühenden Pomeranzen-Bäumen hatte. Ich näherte mich dem leztern; und es schallten mir Lautentöne entgegen, ohne daß ich sogleich entdeken konnte, wer sie hervorriefe. Ich lauschte. Eine sanfte, klagende Weise wechselte, noch unvollendet, mit einer stürmischen ab, die bald wieder in eine fröhlich hüpfende übergieng; dann folgte ein äusserst melancholischer Gang; dann jauchzten die Töne wieder. Nicht zwei Minuten blieben Takt und Ausdruk dieselben. Die einzelnen Gänge verriethen eine Meisterhand, aber im Ganzen war kein Zusammenhang, kein Verschmelzen der Abwechselungen. Obgleich die sonderbare Musik meine Neugier reizte, so war ich doch im Begriffe, mich zu entfernen, als sich eine schöne weibliche Stimme erhob. Sie sang zu der Laute. Der Inhalt

ihres Gesanges hatte völlig den Charakter des vorhergehenden Spieles: es waren lauter abgerissene Zeilen, bald aus diesem, bald aus jenem Dichter, ohne Zusammenhang, oft ohne verständlichen Sinn. Diese Worte Petrarca's machten den Schluß:

„Sie kannt' ihn nicht, die Welt, so lange sie
ihn hatte!
Ich kannte ihn, und blieb zurük, zu weinen *)."

Als ich die Aeste leise aus einander bog, sah ich ein Frauenzimmer am Fuß' eines Lorbeerbaumes sizen. Es hatte eine sehr edle, idealisch-schöne Gestalt: eine hohe Stirn, schwarze Augen voll blizenden Feuers, aber ohne bestimmten Ausdruk, langes dunkles Haar, das in dichtem Guß auf die entblößten Schultern und die vollen weißen Arme herabfloß, welche die Laute umfiengen. Ihr kostbarer Anzug deutete auf vornehmen Stand; er war aber äusserst verwirrt, und um ihren Hals hieng ein verdorrter Blumenkranz.

Eine lebhafte Bewegung verrieth mich der schönen Sängerin. Sie sprang auf, als sie mich erblikte, warf ihre Laute weg, und lief

*) Non lo connobbe il mondo, mentre l'ebbe;
Mà lo connobi io, ch'a pianger qui rimasi.

auf mich zu. Ich wollte mich entfernen, weil mich ein sonderbares Grauen ergriff; aber: „Nein!“ rief sie bittend; „nein! du mußt nicht fliehen, Dandolo! Ich habe dich, ich lasse dich nicht mehr!“ Mit diesen Worten schlug sie ihre Arme um meine Schultern.

„Lange,“ sagte sie, „lange hab’ ich gewartet! Alle Tage saß ich hier und hoffte. Die bösen Menschen!“ — (sie sprach leiser, und blikte furchtsam um sich;) — „sie sagten, man hätte dich erdrosselt. Ich sah einen Engel, der dich zu Gott führen wollte; aber ich bat ihn, o, wie bat ich ihn! bis er dich zurükließ, und allein zum Throne hinaufflog. Du böser Dandolo kamst nicht zu deiner Bianca. — Den Kranz hier hab’ ich für dich geflochten. Es waren die lezten Blumen meines Gartens. Da!“ —

Sie warf ihn mir um den Hals, umarmte mich von neuem, drükte meinen Kopf auf ihre schöne Brust, ihr Gesicht auf meinen Naken, und seufzte tief. Mich schauderte. Nur zu deutlich war mir jezt die Seltsamkeit des Spieles und Gesanges erklärt.

Signora, sagte ich, Sie sind in einem Irrthume! —

Den Sinn meiner Worte schien sie nicht zu fassen; aber der Ton meiner Stimme und das

Fremde meiner Aussprache fielen ihr auf. Sie sah mir starr ins Gesicht, und stieß mich dann zornig von ihrer Brust zurük. „Du bist nicht Dandolo!“ rief sie, und rang die Hände. „Wo ist er hin? Wohin ist er geflohen! Dandolo! — Aber ich hole dich ein!“

„Dandolo! mein Dandolo!“ rief sie wieder, und schlüpfte zur Laube hinaus. Ich eilt' ihr nach. „Dandolo!“ rief sie; mein Dandolo!“ — fort an das Ufer des Stroms; ich eilte nach. Noch einmal schmerzhaft: „Dandolo!“ und sie stürzte hinab in die Fluth. Ich stürzte nach, —

Nur nach einem langen Kampfe mit den reißenden Wellen erreicht' ich die unglükliche Wahnsinnige, und brachte sie an das Ufer zurük. Eine Menge Dienerinnen, und mitten unter ihnen ein Mann von edelm Anstande, empfiengen den erschlafften Körper aus meinen Händen. Sie hatten den Vorgang aus den Fenstern des Landhauses angesehen, und waren herbeigeeilt, um zu helfen. Alle Mühe war vergeblich. Die Arme kehrte nicht wieder in ihr jammervolles Leben zurük. Hier ist ihre Geschichte, wie ihr Bruder, jener junge Mann, sie mir am folgenden Tage mit tiefer Rührung erzählte.“

3.

Die Familien der Foscari und Dandoli gehörten zu den ältesten und edelsten des ehemaligen Venezianischen Staates. Schon vor der Geburt der Republik selbst waren ihre Stammväter Bewohner der Insel Rialto; die Urenkel derselben stimmten unter den Wählern des ersten Doge, und eine lange Reihe von Generationen vertraute ihren Nachkommen am zuversichtlichsten die Anführung der Heere Venedigs und die Verwaltung seiner angesehensten Würden. Fast in jedem Saale des Markuspalastes hangen Gemählde, die einen Sieg oder eine patriotische Handlung eines Foscari oder eines Dandolo verherrlichen; aber Neid und Eifersucht trennten seit langer Zeit diese beiden Häuser, und jeder Vater pflanzte sorgsam den geerbten Haß auf seine Söhne und Enkel fort.

Was kümmert den freien Trieb der Jugend die politische Grämelei starrsinniger Väter! — Antonio Dandolo sah auf einem Carnavals-Balle die schöne Bianca Foscari in der naiven Lebhaftigkeit des fünfzehnten Jahres. Ohne ihren Namen zu wissen, bewunderte er ihren schlanken Wuchs und die Anmuth ihrer Bewegungen. Er bat um ihre Hand zum nächsten Tanze; sie gab sie gern dem gewandten Tänzer, dessen schöne

Gestalt und dessen edler Anstand schon längst ihr Auge auf sich gezogen hatten. Als sie jezt in das Seiten-Cabinet giengen, eine Erfrischung zu nehmen, und er sie mit abgezogener Maske bat, die ihrige abzuthun; als er jezt die Reize ihres lieblichen Gesichts, sie den ausdruksvollen Adel in dem seinigen sah: es war zu spät, daß sie sich nannten. Sie erinnerten sich wohl an den Zwist ihrer Väter, aber nur, um sich desto schneller über alle Förmlichkeiten der erwachenden Liebe wegzusezen, desto schneller sich einzuverstehen.

Sie kehrten mehr als Einmal zurük in den Tanzsaal und wieder in das Cabinet. Endlich eröffnete Bianca dem Jünglinge, wo und in welcher Maske er sie in der folgenden Nacht wiedersehen könne. Ein rasch geraubter Kuß bürgte Beiden für die Empfindungen, mit denen es geschehen würde.

4.

Wie schnell, wie froh, wie glüklich verfloß den Liebenden jezt die geräuschvolle Zeit des Carnavals! Nie hatte Antonio sich so unermüdet in jede Vergnügung gestürzt, die es darbot: und doch nahm er selten wirklich Theil an derselben,

doch war er still in sich gekehrt, oder irrte unruhig umher, bis er die Maske erblikte, die ihm Bianken verrieth. Nie hatte sie eine leidenschaftlichere Tänzerin geschienen: und doch ermattete sie bald, wenn es nicht Antonio war, an dessen Arm sie hüpfte. Jede Nacht trafen sie einander, in jeder fanden sie Gelegenheit, sich dem Gedränge wenigstens auf einige Minuten zu entziehen; und wo dies nicht angieng, da hielt ein oft wiederholter Händedruk im Vorübergehen sie schadlos, oder die Durchführung des Charakters ihrer Masken bot ihnen Gelegenheit an, sich tausend Versicherungen zu geben, die den Zuhörern nur mystische Wizeleien schienen.

Indeß näherte sich das Carnaval seinem Ende. Noch eh' es verflossen war, hatte ein neidisches Auge Bianca's Verständniß bemerkt. Obgleich Dandolo die Vorsicht gebrauchte, jedesmal in einer andern Verkleidung um sie zu schwärmen, so verrieth ihn doch sein Wuchs; und nun erfuhr man leicht, wer er sei. Voll Zorn beschloß der alte Foscari, Bianca's schon verabredete Heirath mit Francesco Contarini, dem dermaligen Haupte der furchtbaren Zehnmänner, zu vollziehen. Ihre Weigerung wurde mit Drohungen und Verweisen erwiedert, und, troz ihren Thränen, troz ihrem Sträuben, wurde das feurige

junge Mädchen in die Arme eines kalten, rauhen, fünfzigjährigen Mannes geworfen, der nur deshalb heirathete, weil sein jüngerer Bruder gestorben war, ohne Kinder zu hinterlassen.

5.

Von dem Augenblike an, da man Verdacht auf Bianca geworfen hatte, hielt man sie unter strenger Bewachung. Erst am Tage nach der eilig veranstalteten Hochzeit fand sie Mittel, dem Geliebten in einigen Zeilen ihr Schiksal bekannt zu machen.

Antonio hatte sie indeß überall mit Angst und Verzweiflung vermißt, und endlich nur mit der größesten Mühe erfahren, daß man sie eingeschlossen halte. Jeder kühne Versuch, zu ihr zu gelangen, war hintertrieben worden, ohne daß sie etwas davon erfahren hatte. Als er endlich vernahm, sie habe in eine Heirath gewilliget, und der Tag derselben sei festgesezt, stürzte ihn der Gram in eine gefährliche Krankheit.

Er hatte eben einen heftigen Fieberanfall überstanden, als eine verschleierte Frau ihm Bianca's Billet vor das Bett brachte. Tausendmal küßte er die geliebte Handschrift; als er

aber den Inhalt des Blättchens gelesen hatte, fiel er in ein neues Delirium zurük, in welchem er sich bald ermorden, bald aus den Fenstern des Palastes stürzen wollte, um dem Tyrannen Foscari und dem Räuber seiner Geliebten einen Dolch ins Herz zu stoßen. Nur mit der äußersten Mühe hielt man ihn ab, sich Schaden zu thun. Endlich legte sich seine Wuth; sie wurde in stille Wehmuth verwandelt, als sein Kammerdiener ihm im Namen der Botschafterin sagte: sie habe das Billet mitgenommen; aber sie werde ihn am folgenden Tage wieder besuchen, Nachricht von seinem Befinden, und, wenn es möglich sei, eine Antwort zu holen.

„Ich stehe am Rande des offenen Grabes, Bianca!“ schrieb er. „Laß mich nicht hinabsinken, ohne noch einmal die Versicherung deiner Liebe von deinen Lippen geküßt zu haben. Auf meinen Knieen will ich zu dir wallfahrten, wenn mir meine Erschöpfung nicht zu gehen erlaubt.“

6.

Das Billet ward nicht abgesandt. Als am folgenden Tage die Verschleierte wiederkam, enthielt das Blättchen, das sie brachte, nichts als die Worte: „Entferne den Bedienten, Antonio!"

Man ließ ihn allein; die Frau verriegelte die Thür, warf die Schleier ab, und — Bianca selbst fiel Antonio um den Hals. Mit der Unbesonnenheit jugendlicher Liebe hatte sie die Kleider ihrer Vertrauten genommen, und war zu ihrem sterbenden Geliebten geflogen. Nicht Worte, nur Küsse wechselten sie; sie umarmten sich, trokneten ihre Thränen, umarmten sich wieder, und weinten aufs neue. Vielleicht wären sie nur zu lange Zeit in diesem beredten Schweigen geblieben, wenn nicht der Kammerdiener an die Thür gepocht und angezeigt hätte, daß Antonio's Vater komme, seinen Sohn zu sehen. Bianca versprach in Eil, ihren Besuch zu wiederholen, hüllete sich in ihre Schleier, und entfloh durch eine Nebenthüre.

Welche Wunder thut die Liebe nicht! Als die zärtliche Bianca nach zwei Tagen wiederkam, fand sie Antonio schon der Genesung nahe. Wegen der großen Gefahr, beschlossen die Liebenden, daß sie nicht wiederkommen solle; man

verabredete aber Mittel, sich in Contarini's eigenem Palaste zu sehen. Der Zwiespalt ihrer Häuser hatte sie einander schneller nahe gebracht, als es sonst wahrscheinlich geschehen wäre. Bianca's erzwungene Heirath trieb sie über die Schranken der Tugend hinaus. Schon in der achten Morgendämmerung seit ihrem lezten Besuche stahl sich Antonio durch ein Hinterpförtchen aus Contarini's Palaste.

7.

Die Schlaffheit, welche die Venezianische Regierung in den lezten Lebensjahren ihres Staates zeigte, hat das Andenken jener Gräuel nicht auszulöschen vermocht, durch welche das schrekliche Doppel-Tribunal der Staatsinquisition so viele Jahrhunderte hindurch die Menschheit beleidigte. So lange man Venedigs Namen nennt, wird man auch vor dem Bilde zurükschaudern, das wohlunterrichtete Schriftsteller mehrerer Nationen einstimmig von den blutdurstigen Zehnmännern und ihrem noch schreklichern Ausschuß, den Staats-Inquisitoren, entwarfen. Ihre Spione schwärmten nicht nur auf allen öffentlichen Plätzen umher; sie schlichen sich in die ge-

heimsten Zufluchtsorte der Privat-Wohnungen, und hinterbrachten alles, was sie erspähten, Richtern, deren Hauptmaxime es war, schon den Anschein eines Verbrechens so streng zu bestrafen, als das Verbrechen selbst. Die ersten Collegia des Staats, selbst der große Rath und der Senat, bebten vor ihnen, die niemand Rechenschaft zu geben brauchten. Wollten sie einen Beamten hinrichten lassen, so zeigten sie dem Rathe nur an, die Stelle desselben sei erledigt. Sogar der Doge durfte sich in seinem Bette nicht regen, wenn es dieser Fehme gefiel, bei Nacht in sein Schlafzimmer zu gehen, um seine geheimsten Papiere zu durchsuchen. Sie konnte ihn, wenn ihre Mitglieder einig waren, ins Gefängniß sezen, oder hinrichten lassen.

Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war es kein ungewöhnlicher Anblik, Männer aus den ersten Familien, oft von den größesten Verdiensten um den Staat, am Morgen zwischen den Porphyrsäulen des Markusplazes an den Füßen aufgehängt zu finden. Späterhin nahmen die Inquisitoren die Milde an, die Verurtheilten im Canale Orfano ersäufen zu lassen. Die Nobili zitterten bei dem Anblike dieser geheimen Würger, und dem Volke waren sie so schreklich, daß es nie wagte, ihren Namen auszusprechen, sondern sie furchtsam und leise nur,

„die, dort oben" nannte *). Und doch hieß Venedig ein Freistaat! —

Einst vernahmen die Venezianer mit Schrecken, daß Francesco Contarini und Alessandro Foscari, die hartherzigsten und rauhesten der Zehnmänner, für das anfangende Jahr zu Staats-Inquisitoren ernannt wären. Der dritte war Matteo Dandolo: das tröstete die Zitternden zum Theil. Dieser ehrwürdige Greis, der siegreich gegen die Türken gefochten und die glänzendsten Würden ruhmvoll verwaltet hatte, verband mit Tapferkeit und Einsicht ausgezeichnete Menschenfreundlichkeit und Sanftmuth.

Nein, sagte ein Nobile im Aufwallen der Freude, Matteo spricht gewiß kein Todesurtheil, das nicht verschuldet ist, und mildert selbst das Schiksal der überwiesenen Verbrecher. „Wisset," erwiederte ein ehemaliger Zehnmann mit Strenge, „daß ein Inquisitor aufhören muß, Mensch zu seyn, sobald es ihn hindert, als Inquisitor zu handeln."

In der folgenden Nacht wurden Beide aufgehoben, drei Monate lang in die abscheulichen

*) Alle diese Züge, so wie der Keim der erzählten Geschichte selbst, sind aus Mayers vortrefflicher Beschreibung von Venedig entlehnt.

Camerotti gesperrt, und dann erst mit einem Verweise entlassen, dessen Härte dem Nobile eine Krankheit zuzog. Aber die Worte des Beamten bewährten sich nur zu schnell an dem unglüklichen Matteo.

8.

Wenige Tage nach Matteo's Ernennung hinterbrachten Spione den Inquisitoren: sie hätten zu wiederholten Malen einen Mann, den sie zwar nicht erkennten, aber für einen Nobile hielten, nach Mitternacht aus dem Palaste des Französischen Gesandten schleichen sehen. — Es ergieng sogleich der Befehl, ihm nachzuspüren und ihn zu verhaften. In der dritten Nacht wurden die Inquisitoren durch die Anzeige zusammenberufen, daß ihr Auftrag vollzogen sei.

Mit beklemmtem Herzen begab sich der menschenfreundliche Matteo in den Saal des Gerichts. Tief schmerzte ihn die Aussicht, zum ersten Male bloß dem unerbittlichen Argwohne gehorchen, und vielleicht einen Unschuldigen dem Tode überliefern zu müssen: denn ein nie gemildertes Gesez verdammte jeden Nobile dazu, der sich des Umganges mit einem fremden Minister auch nur verdächtig machte; und nun vollends

verstohlne, nächtliche Besuche! War wohl zu vermuthen, daß der Verhaftete sich würde rechtfertigen können?

Voll bittern Unmuthes über sein Amt, nahm er den Plaz zwischen seinen Gehülfen ein, und gab das Zeichen, das Schlachtopfer herbeizuführen. Mit einem traurigen, aber gefaßten Gesichte trat es herein. Wer könnte das Entsezen des unglükseligen Greises beschreiben! Es war sein Sohn, sein einziger Sohn! —

Contarini's Palast stieß nehmlich unmittelbar an den Palast des Gesandten. Erst lange nachher hat man erfahren, daß es nicht Irrthum, daß es überlegte Bosheit war, was die Spione annehmen ließ, die kleine Hinterthür, durch welche Antonio sich von Bianca stahl, gehöre zum leztern.

9.

Antonio schien bei dem Anblike seines Vaters Muth zu schöpfen, und seine Augen gewannen wieder die freimüthige Zuversicht der Unschuld. Auch Matteo, sobald ihm das erste Schreken wieder etwas zu bemerken erlaubte, zog einige Hoffnung aus dem ruhigen Anstande seines Soh-

nes; aber das Verhör zu eröffnen, wie seine Pflicht gebot, vermocht' er nicht. Mit kalter Strenge that es Contarini; und Foscari — Nein, es wäre eine zu harte Lästerung des menschlichen Herzens, wenn man annähme, es sei Freude gewesen, was in seinen Augen funkelte; doch Mitleid sprach nicht aus ihnen.

Antonio Dandolo! hob Contarini mit rauher Stimme an; du stehst vor den unumschränkten Richtern über dein Leben oder deinen Tod. Sie kennen dich genau. Das erste unwahre Wort, das du sagst, spricht unwiderrufliches Verderben über dich aus! — Wo kamst du her, als die Diener der Inquisition dich ergriffen?

Antonio erbleichte und wankte bei dieser Frage aus Contarinis Munde. Er that einen tiefen Seufzer, der seiner Bianca unverbrüchliche Treue schwor; er hob das Auge zum Himmel, die gebundenen Hände zur Brust auf, und antwortete langsam und fest: „Ich werd' es nicht sagen!"

Antonio Dandolo! fuhr Contarini noch rauher fort, indem er auf die Strike und den Sak, die auf dem Richtertische lagen, deutete: In welcher Verrätherei bist du mit dem Französischen Gesandten befangen, aus dessen Palaste du so oft um Mitternacht schlichest?

Bei der Erwähnung des Gesandten schien Antonio sich zu erholen. Er sagte mit Heftigkeit: „Ich kam nicht von ihm! Ich kenne ihn nicht!“

Foscari hob mit einem stechenden Blik auf Matteo wieder an: Verstokten Verbrechern bestimmt das Gesez die Folter. Er gab das Zeichen, und die Schergen traten herein.

„Halt!“ rief Matteo, indem er aufsprang; „zurük!“ — Die Schergen entfernten sich. „Das Gesez, welches du anführest, erlaubt, daß einer von den Richtern die Vertheidigung des Angeklagten übernehme: ich thu' es; ich bürge mit meinem grauen Kopf für Antonio's Unschuld. Mein Sohn ist nicht fähig, eine Unwahrheit zu sagen. Er kam nicht vom Französischen Gesandten, ich stehe dafür. Er kam . . .“ —— Nach einer Pause, mit gefalteten Händen und flehender Stimme: „Antonio, wo warst du gewesen?“

Der Jüngling senkte sein bleiches Gesicht traurig auf die Brust, und schwieg.

„Mein Sohn!“ rief Matteo mit bebenden Lippen, — er legte die eine Hand auf Antonio's Schulter, und hielt ihm mit der andern seine greise Loke entgegen —: „Mein Sohn! keine thörichte Verstoktheit! Wo kamst du her?“

Antonio war bis zum Schwanken erschüttert: er öffnete seine Lippen; doch in dem Augenblike

traf sein Auge auf Contarinis lauerndes Gesicht. „Vater,“ schluchzte er, indem er sich aufs Knie warf; „meine Seligkeit für dich! Das kann, das werd' ich nicht sagen. Die Ehre verbietet es!“

Was soll das Possenspiel? rief der herzlose Contarini.

„Die Ehre?“ stammelte Matteo. „Genug!“ Er schwankte mühsam längs dem Tische, auf den er sich stüzte, zu seinem Sessel zurük.

Zur Folter! sagte Foscari.

Zur Folter! sprach Contarini kalt und langsam.

„Nein, nein!“ rief Matteo, indem er wieder aufspringen wollte, aber zurüksank.

Signore Inquisitor, sagte Foscari mit dem Hohn eines triumphirenden Feindes: Sie waren Venezianer, ehe Sie Vater wurden, und sind hier, um über das Wohl der Republik zu wachen. Zur Folter!

Matteo schlug die Hände vor sein Gesicht, das von Todesangst entstellt ward, und stammelte leise: „Zur Folter!“ Als die Schergen seinen Sohn ergriffen, sank er sinnlos vom Stuhle; und ehe die Träger mit ihm sein Haus erreichten, hatte ihn der Schlag entseelt.

10.

Umsonst zerrte und drükte man die schönen Glieder des Jünglings aus Gelenk und Form: er hatte dem Jammern seines Vaters widerstanden, und hätte der Marter nachgeben sollen? Zuweilen wehklagte er wohl um Erbarmen; aber er verrieth die Geliebte nicht. Umsonst stieg man bis zur höchsten Stufe der Qual; keins seiner Glieder hatte er mehr in der Gewalt, doch sein Wille blieb unerschüttert. Als die Inquisitoren ihn im Begriff sahen, vor Schmerz den Geist aufzugeben, ließen sie inne halten, und sprachen das Urtheil, vor dessen Vollstrekung sie, nach dem Geseze, ihre Sessel nicht verlassen durften. — — — — — — — — — Indem sie jezt aufstehen wollten, langte die Nachricht von Matteos Tode an. Sie umarmten sich schweigend, und giengen nach Hause: aber die Strafe ihrer Unmenschlichkeit ereilte sie! —

11.

Ueber alle Beschreibung fürchterlich war die Marter, durch die Antonio zum Tode gieng; und doch litt Bianca vielleicht noch mehr. Ihre Vertraute hatte, indem sie die kleine Thür hinter Antonio verschließen wollte, ihn von den Dienern der Inquisition umringen sehen, und war voll Angst mit der Nachricht zu ihrer Ge-

bieterin geflohen. Bianca fiel in Ohnmacht. Sobald sie sich erholt hatte, sandte sie in Antonios Behausung. Zehen Boten brachten die Nachricht wieder: er sei nicht zurükgekommen; der elfte: sein Vater sei sterbend nach Hause gebracht.

Bianca warf ihrer Vertrauten alle Summen und Kostbarkeiten hin, die sie besaß, und befahl ihr athemlos, Nachricht zu kaufen. Ehe diese einlief, ward es Mittag, und Bianca lag indeß fast ohne Bewußtseyn bald auf dem Ruhebette, bald auf dem Boden, und rang sich die Hände blutig, ohne es zu merken. Endlich hatte die Abgeschikte einen Diener der Inquisition gefunden, der treulos genug war, ihr das Geheimniß des Tribunals zu verkaufen, und auf der Stelle mit dem erhaltenen Preise zu entfliehen.

Bianca eilte sogleich zu ihrem Gemahle, sie wollte sich ihm zu Füßen werfen, und ihm alles gestehen, um Antonios Leben zu retten. Contarini war aber durch die Trottiera *) in den großen Rath berufen.

Der Name des großen Raths schien eine kühne Idee vor Biancas Seele zu führen. Sie starrte einige Minuten mit troknen Augen aus ihrem Fenster nach dem Markus-Palaste hin,

*) Eine Gloke, auf deren Schall alle Beamten sich in den Markus-Palast begeben mußten. Wer zu spät kam, ward für den Tag ausgeschlossen.

und befahl dann ihrem Kammermädchen, sie schnell zu kleiden. Sie hüllte sich in Trauerschleier, warf sich in ihre Gondel, und fuhr, nur von ihrer Vertrauten begleitet, nach dem Palaste.

12.

Noch nicht lange war der große Rath im Saale del Scrutinio versammelt gewesen, als ihm gemeldet wurde: Signora Contarini begehre unverzüglich Audienz, weil sie ein höchst wichtiges Geheimniß zu eröffnen habe. Alle erstaunten; aber Foscari und sein Schwiegersohn bebten vor Schreken. Sie sprangen von ihren Sizen auf, um zu Bianca hinauszueilen. Der Doge erinnerte sie aber: wer dem Staate ein Geheimniß angekündiget habe, gehöre von dem Augenblik an nur ihm; sie würden sich verdächtig machen, wenn sie nicht blieben.

Der Eintritt war gestattet; die Thüren rauschten auf. Mit der fahlen Blässe einer Leiche, mit lang flatterndem Haare, und einem Auge, das schon nicht mehr diese Welt zu sehen schien, wankte Bianca am Arm ihrer Dienerin herein. Sie sah die ganze feierliche Versammlung ernster Männer Blike des Erstaunens auf sie richten, sah ihren Vater und ihren Gemahl, bleich wie Gespenster, neben dem Doge stehen: sie wä-

re zu Boden gesunken, wenn der hülfreiche Arm ihrer Vertrauten sie nicht gehalten hätte.

„In diesem Augenblike," dachte sie, „stirbt Dandolo vielleicht für dich!" Sie richtete sich wieder auf, und erhob ihr Auge zum Tribunale. Das berühmte Gemählde des jüngern Palma, das jüngste Gericht, hängt über demselben: in dem Vordergrunde schwingt sich ein Engel mit einem Auferstandenen zum Throne des Richters empor. Der Anblik schwand nie mehr aus Bianca's Seele. Sie stieß ein lautes Geschrei aus, und verbarg ihr Gesicht in dem Busen ihrer Gefährtin.

Signora ist krank, sagte der Doge; bringt sie nach Hause!

„Nein, nein!" rief Bianca, und trat mit der Stärke der Verzweiflung wieder vor.

„Ehrwürdige Väter," hob sie an, und faltete die Hände vor ihren Augen. „Eine zitternde Verbrecherin kommt, euch eine Missethat zu gestehen, um eine größere zu verhindern. Antonio Dandolo ist im Kerker der Inquisition. Der muthige Jüngling wird mich nicht verrathen, ich weiß es; aber — er kam nicht vom Gesandten! Er kam — er kam" (mit einem heftigen Schrei) — „er kam aus meinen Armen!"

Unglükliche, schweig! rief ihr Bruder, der sich ihr genähert hatte. Seine Leiche hängt zwischen den Säulen!

Für todt wurde Bianca hinausgetragen. Der ganze Rath schwieg, und in vielen Augen glänzten Thränen der Bewunderung und des Erbarmens.

Endlich erhob der Doge, der ehrwürdige Greis Mocenigo, seine Stimme. Er wendete sich zu Foscari und Bianca's Gemahl: „Ich bedaure Sie aufrichtig, meine Herren. Ist Signora schon lange wahnsinnig?“

Jedermann verstand den Wink; er war eine Weissagung. Bianca hatte ihren Verstand auf immer verloren. Nur dies rettete sie von den Dolchen ihres Gatten und Vaters. Mitleidig nahm sich ihr Bruder ihrer an, und verbarg sie in einem Landhause, das er am Ufer der Brenta besaß. —

13.

Ein dürrer Stamm mit zersplitterten Aesten im üppig-schattenden Forste! Jeder Nachbar bekleibet, jeder treibt seine Blüthen und Blätter, greift in jeglichem Lenze kraftvoller mit neuen Wurzeln um sich her, strekt neue Zweige empor in die Luft: nur ihm kehret kein Frühling wieder, gießet kein Mayregen Erfrischung herab, schaudert kein Gewitter regere Kraft durch die Elemente. Alle Jahreszeiten sind ihm nur ein

fortgesezter Winter, und verwitternd düngt er den Boden für jenen jüngern Anflug, der ihn verzehret. — So stand, aufgelös't von der innern Fäulniß tyrannischer Oligarchi, Venedig schon seit Jahrhunderten im Gedränge der Nationen. Die Windsbraut der Revolution fuhr unwiderstehlich daher, und seine Riesenglieder bleichen am Boden! — Nach wenigen Decennien ist vielleicht der Hauptsiz des ältesten, mächtigsten Freistaats in Europa, ein sparsam bewohnter Sumpf in Habsburgs weitem Reiche. Schon liegt die prunkende Hauptstadt, einst der Thron des Handels, mit ihren verödeten Palästen wie eine Leiche da: ihr beseelender Geist, politische Selbstständigkeit, ist auf immer entflohn, und fortan gedenken die Völker Venedigs nicht mehr in ihren stolzen Annalen! Nur in gebrochenen Tönen, wie das Echo im Rauschen des Waldes verhallet, wie der Sturm einzelne Sylben zu heulen scheint, lispelt, selten vernommen, der Ruf seiner gefallenen Größe in das tosende Thatengedränge der Nachwelt. —

Soll der Weltbürger klagen? Soll er sich freuen? Hat die äußere Selbstständigkeit eines Volkes Werth, wenn sie nur dazu gebraucht wird, es im Innern herab zu würdigen und elend zu machen? —

V.

Männerstolz vor Fürstenthronen.

„Wiegt Mann den Mann im Felde auf, warum nicht auch im Kabinette? warum nicht überall?“ fragt Yorik. Das ist eine eitle, müßige Frage! „Weil sie nicht gleich sind. Sie sind es nicht einmal im Felde.“ Wichtiger wäre wohl die Frage: Warum unterliegt so oft der Stärkere dem Schwächeren? Warum spielt — um meinem Gegenstande mit einem Schritte nahe zu treten — der Mann von Kopf, dem Manne von Würden, der nichts weiter ist, gegenüber, oft eine so untergeordnete Rolle? Laßt es uns nur gestehen! Tyrannen despotisiren, nicht weil sie stark, sondern weil die Unterdrükten feige sind. Rang und Reichthum imponiren, nicht weil sie etwas Erhabnes, nein, weil die Ranglosen und Unbegüterten lüstern sind. —

Teutsche Gelehrte! Warum man immer noch so wenig auf eure Meinung giebt? warum die Wissenschaften noch an so manchen Höfen nur

als Mode-Spielwerk, und, die sie üben, als lustige Räthe betrachtet werden, oder doch als unterthänige Diener, die ein Wink erhebt oder vernichtet? Ja, wenn euch nicht nach sinnlosen Titeln gelüstete, und nach Pensionen! — „Aber man muß doch leben!“ — Glaubt ihr im Ernste, daß man eurer entbehren könne? Vorausgesezt, daß ihr wirklichen Werth habt. — Das Amt, das euch erhält, giebt euch, wer eurer bedarf: daran laßt euch genügen, und habt euch selbst nicht feil für Babiolen und Ueberfluß. — Es ist mit den Männern von Talent, wie mit den Weibern: die sich anbietet, dient; nur die sich suchen läßt, wird geachtet.

Beispiele von festem Selbstgefühl, von Uneigennüzigkeit und Muth, verfehlen nie ihre Wirkung; sie sind aber nicht so häufig, daß die Mittheilung der folgenden Anekdote überflüssig wäre. —

J**, ein noch lebender, berühmter Schriftsteller, — Teutschland verehrt ihn mit Recht, wegen seines Scharfsinnes und Wizes, der Klarheit und korrekten Eleganz seines Styls, seiner Gelehrsamkeit und seines geraden Charakters — hatte vor etwa dreißig Jahren eben angefangen, durch seine ersten Schriften großes Aufsehen zu machen, als er von G** aus eine Reise nach A**, der Hauptstadt eines nicht unbedeutenden Fürstenthums, machte.

Der Fürst desselben, der wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, lud ihn an seinen Hof, und fand bald so großes Wohlgefallen an dem feinen, wizigen Kopfe, daß er ihn täglich sehen wollte, und ihm völlig freien, selbst unangemeldeten Zutritt erlaubte. Es versteht sich, daß Minister und Höflinge wetteifernd das Beispiel ihres Durchlauchtigen Herrn befolgten.

Diese Behandlung, die Stadt selbst, ihre Lage, und ihr, für die damalige Zeit sehr gutes Theater, bewogen unsern Reisenden, seinen Besuch auf mehrere Wochen auszudehnen. — Den Direkteur des Theaters kannte er schon seit längerer Zeit, und schäzte ihn, als einen rechtschaffenen, bescheidenen Mann: er nahm also aufrichtig Theil daran, als sich dieser durch die geringe Einnahme gezwungen sah, einen andern Aufenthalt zu suchen. Er versprach ihm sogar, ihm bei den Ministern eines andern größern Hofes, die er persönlich kannte, ein Privilegium zu bewirken, doch mit der Bedingung, daß der Fürst in die Entfernung der Gesellschaft willige. Der Direkteur fragte an; J** selber that es, und Beide erhielten mündlich die freundliche Antwort: Se. Durchlaucht hätten nichts dawider, daß N** mit seiner Gesellschaft einen vortheilhaftern Ort suchte, und wünschten ihm Glük. Wohlgemuth reiseten Beide nach N**, und kamen in vierzehen Tagen mit dem gewünschten

Privilegium zurük. Wie erstaunten sie aber, als man ihnen gleich bei ihrer Ankunft die Nachricht brachte, der Fürst habe alle vorzüglichern Gliedern der Gesellschaft für seine Rechnung engagirt, um ein Hoftheater zu bilden.

Der Direkteur sah sich durch diese Maßregel, bei der damals großen Seltenheit leidlicher Schauspieler, an den Bettelstab gebracht, und wankte betäubt umher, ohne Muth, nur eine Vorstellung zu wagen. Nicht so J**. Er lehnte ohne Umschweife alle Einladungen ab, an den Hof zu kommen, sprach laut und heftig über die Treulosigkeit, mit der man seinen Freund behandelt habe, und sezte jedem Höflinge, der ihm in den Weg kam, die begangene Ungerechtigkeit so nachdrüklich, aber zugleich in so vorsichtig gewählten Ausdrüken, aus einander, daß seine Worte mit ihrem ganzen Gewichte auffielen, ohne Injurie zu werden.

Man kann denken, daß alles dem Fürsten sehr vergrößert hinterbracht wurde: aber was sollte er thun? J** aus der Stadt verweisen, oder ihn gar arretiren lassen? Das erlaubte die Humanität des Fürsten nicht. — Und was würde das Publikum dazu sagen? dachten die Höflinge. Ihm sein Urtheil abkaufen? Wenn der Unbiegsame nur nicht gleich nach jenem Vorgange alle Unterhandlungen über einen Posten, den man ihm antrug, abgebrochen hätte! — Man

schikte mehrere Hofbeamten nach einander an ihn ab, um ihn zu besänftigen: jeder kehrte mit einer energischeren Erklärung zurük; und wenn er gleich pflichtmäßigst seinem Herrn nicht vorenthielt, was diesem zugefallen war, so verschwieg er doch sorgfältig die eigene Ausbeute seiner Sendung.

Der Fürst war außer sich, vorzüglich als er hörte, J** bereite sich zur Abreise, um nun in G**, dachte er, das Publikum zum Richter zu machen, und das Aufsehen zu erregen, welches er so sehr fürchtete. Sein erster Minister, ein alter, schlauköpfiger Geschäftsmann, sprach ihm Muth ein, und übernahm es, J** entweder zu gewinnen, oder zu überzeugen, oder — zu schreken. Es ergieng eine äußerst verbindliche Einladung an ihn, sich bei dem Herrn von Z** einzufinden. Hier ist ihre Unterredung, wie mein verehrter Freund selbst sie mir erzählt hat.

Herr v. Z. (mit einer herablassenden Miene, als J** hereintritt). „Ich freue mich ausserordentlich, Herr Magister, Sie wiederzusehen. Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht stehend empfange; aber Sie wissen ja — (indem er auf den Pelzsak deutete, worin seine podagrischen Füße stekten.) Haben Sie doch die Gewogenheit, einen Stuhl zu nehmen.“

J** sezte sich. Nach den ersten unbedeutenden Reden fuhr der Minister fort:

„Sie sind ein talentvoller, vortreflicher Mann. Se. Durchlaucht schäzen Sie aufrichtig, und wir Alle, der ganze Hof thut es. Sie können dem Fürsten einen Dienst leisten, für den er Ihnen sehr verbunden seyn wird.“

J**. Se. Durchlaucht haben mir so viele Beweise Ihrer Gnade gegeben, daß mir jede Gelegenheit, meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, sehr willkommen seyn muß.

Hr. v. Z. „Sie sind ein edler Mann. Aber stellen Sie Sich nur vor, da ist der Direkteur R**: der Mensch soll ein gewaltiges Geschrei darüber machen, daß Illustrissimus sich eine eigene Hoftruppe halten wollen. Ist der Kerl wahnsinnig?“

J**. Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich Ihnen widerspreche. R** ist ein sehr furchtsamer, stiller Mann: er weint wohl über sein Unglük; aber er klagt nicht einmal laut.

Hr. v. Z. „Ich sage Ihnen, ich weiß es gewiß: der Mensch schimpft und tobt.“

J**. Ich bedaure, Sie falsch benachrichtigt zu sehn. Ich spreche ihn täglich, und kann ihm das Zeugniß geben, daß er nie ein heftiges Wort über die Sache gesagt hat.

Hr. v. Z. „Ich sage Ihnen noch einmal: es ist gewiß, ganz gewiß! Er schimpft und

schäumt. (stolz) Man könnte ihm wohl leicht den Mund stopfen; aber Se. Durchlaucht wollen nun einmal nicht Strenge brauchen. (sanft) Sie sind sein Freund: bedeuten Sie ihn doch, daß er schweige, und lehren Sie ihn, daß Se. Durchlaucht thun können, was Sie wollen.“

J**. Ob ich gleich R** nie schimpfen hörte, so will ich Ihrem Befehle doch gehorchen, und ihm rathen, es nicht zu thun. Die zweite Hälfte Ihres Auftrages muß ich mir aber verbitten. Die Meinung Ihrer Excellenz über diesen Punkt ist nicht die meinige.

Hr. v. Z. „Was? Glauben Sie, daß es Sr. Durchlaucht nicht freistehe, sich eine eigene Komödianten-Truppe zu halten?“

J**. Davon kann nicht die Frage seyn. Wären Sie oder ich reich genug dazu, so könnten wir es auch. Nur das steht Sr. Durchlaucht nicht frei, R**s Truppe zu engagiren, da sie ihm gehört, und da der Fürst versprochen hatte, sie gehen zu lassen.

Hr. v. Z. „Und was sollte Se. Durchlaucht abhalten, Ihr Wort zurükzunehmen?“

J**. Ein Reichsgesez zwar nicht; aber das Gesez der Moral.

Hr. v. Z. (lauernd). „Wie? Glauben Sie, daß Se. Durchlaucht unmoralisch handeln?“

J**. Nein; denn ich bin überzeugt, daß Sie bei besserem Bedenken dem armen R**. seine Truppe, von der er lebt, wiedergeben werden.

Hr. v. Z. „Das glaub' ich nicht.“

J**. So thut es mir leid, daß Sie weniger gut von Ihrem Herrn denken, als ich. Ich halte den Fürsten für einen sehr moralischen Mann.

Hr. v. Z. (etwas betroffen, aber mit einem listigen Blik). „Was nennen Sie moralisch?“

J**. Es giebt, nach meinen Begriffen, drei Stufen in der Moralität. Die erste ist Gerechtigkeit, und besteht darin, daß man vorsezlich niemanden raubt, was ihm gehört. Nur ein niedriger Verläumder könnte einen Zweifel erregen wollen, daß Se. Durchlaucht immer auf dieser Stufe standen. Sie hätten R**'s Truppe gewiß nicht engagirt, wenn Sie sie für das, was sie ist, für das Eigenthum des Mannes, ansähen. Die zweite ist Billigkeit, und besteht darin, daß man selbst erregte Erwartungen befriedigt, und Andern auch das nicht nimmt, was man allenfalls mit einigem Rechte glaubt nehmen zu können, vorzüglich, wenn sie dabei zu Grunde gehen müßten. Diese Stufe werden Se. Durchlaucht gewiß schon von selbst besteigen, besonders wenn Sie Sich Ihres Versprechens erinnern. Die dritte Stufe ist Großmuth. Ein so edler Fürst wird auch von dieser nicht zurük-

bleiben. Ich bin überzeugt, Se. Durchlaucht werden, — sollte es auch (lächelnd) erst auf die Vorstellungen Ew. Excellenz geschehen, den armen N** bei seiner Abreise durch ein Geschenk für die gehabte Angst entschädigen.

Hr. v. Z. (glühend vor Aerger). „Wer giebt Ihnen das Recht, so zu sprechen?“

J**. Sie, Herr Geheimer Rath; denn Sie fragten mich.

Hr. v. Z. (nach einer Pause, hämisch, und mit dem vornehmsten Tone.) „Was meinen Sie, Herr Magister, soll ich Sr. Durchlaucht das alles so wieder erzählen, was Sie da gesagt haben.

J** (steht lebhaft auf, und geht an den Tisch des Ministers.) Ich halte Se. Durchlaucht für einen edeln und aufgeklärten Fürsten, der Verstand und Stärke genug besitzt, wohlgemeinte Wahrheiten ohne Zorn zu hören, und dem, der sie sagte, Dank dafür zu wissen. Irrte ich mich nicht, so wird es mich freuen, wenn Sie Sr. Durchlaucht unser Gespräch mittheilen; glauben Sie aber, daß ich mich irre, so bitte ich Sie, es nicht zu thun.

Hr. v. Z. (verwirrt.) „O, ganz gewiß! Se. Durchlaucht sind ein weiser und großmüthiger Herr! Sie haben nichts zu fürchten.“

J**. Das glaube ich auch, und so empfehle ich mich Ihnen gehorsamst.

Am folgenden Tage wartete J** dem Fürsten auf, um Abschied zu nehmen. Er wurde mit ernster Verschlossenheit empfangen und entlassen. Am nächstfolgenden Tage aber war die ganze Schauspielergesellschaft auf das Schloß beschieden, und, bis auf Einen, ihres Wortes entbunden. Der gerettete R** gieng fröhlich mit ihr nach N** ab.

Der Vorgang macht unstreitig dem edeln J** sehr viel Ehre, aber gewiß dem damals noch jungen Fürsten nicht weniger. Wohl dem Lande, dessen Beherrscher Einsicht und Ehrgefühl genug hat, die Stimme des öffentlichen Rufes zu achten, Weisheit genug, auch die kühn gesagte Wahrheit nicht zu verkennen, und so warme Liebe zur Gerechtigkeit, daß er ihr ohne Bedenken seine Lieblingswünsche aufopfert! Wohl dem Fürsten, der, wenn er im Begriff ist zu fehlen, auf einen so muthigen und rechtschaffenen Mann stößt, wie sich J** hier und überall zeigte.

VI.

Auch ich war in Arkadien!

Eine Reminiscenz.

Vixi!

„Aber was nuzt ihr Dichter denn mit euren ewigen Idealen?“ sagte Erlau mit einiger Heftigkeit. (Rohrbach hatte ihm lachend Spöttereien über die unendlichen Förmlichkeiten der Juristen gesagt.) „Ihr stellt moralische Riesenbilder auf, die so hoch über die Menschheit hinausragen: — wenn man nur zu ihnen hinaufsehen will, schmerzt schon der Naken. Wozu? Wer kann sie erreichen?“

Sie vergessen Lessings Ausspruch, erwiederte Rohrbach: das Streben nach gewissen Gütern sei allein schon ein großes Gut, sollten jene auch nie ganz erreicht werden können.

„Mit Erlaubniß, das Gut, von dem Lessing sprach, ist die Wahrheit. Eure romantischen Ungeheuer sind aber gar kein Gut. Auch die besten sind so unnatürlich und übertrieben, daß es der sicherste Weg wäre, sich lächerlich zu machen, wenn man sie nachahmen wollte. Der Vernünftige betrachtet sie wie Phantasie-Gebilde, an de-

ren bunten Farben man sich ergözt, ohne eine weitere Anwendung von ihnen zu machen; wie Armidens Feenschloß, oder wie jenes arkadische Schlaraffen-Leben, das ihr Dichter einander immer so unaufhörlich nachpreiset. Man kann recht gut euer ganzes Corps dafür verantwortlich machen. Existirte es jemals, so wußten die ungebildeten Menschen, die es genossen, es nicht zu schäzen; und bei gebildeten Völkern hebt die Cultur seine Möglichkeit auf."

Ich wünschte nur eine Gelegenheit, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Der Ernst in Erlau's Aeußerungen machte meinem guten Rohrbach, der selbst ein leicht exaltirter Dichter ist, schlimmes Spiel, und ich liebe den wohlmeinenden Schwärmer zu sehr, als daß mich seine Verlegenheit nicht geschmerzt haben sollte. Ich sagte also — Dank sei meinem Genius, der mir eingab, es zu sagen! —:

„Ihr Gleichniß ist nicht passend, lieber Erlau. Das ländliche Glük der Unschuld ist nicht so unnatürlich, daß man es geradezu für eine Chimäre erklären dürfte, ohne allen Versuch, ob sich nicht wenigstens ein Theil desselben auch von cultivirten Menschen realisiren ließe. Eine Gesellschaft von Freunden, die sich verbände, einige Tage bloß in der Natur zu leben, könnte uns den besten Aufschluß darüber gewähren."

„Vortreflich!" rief Lindenhayn, der bis jezt

noch kein Wort gesagt hatte. „Was hält uns ab, sogleich selbst den Versuch zu machen? Mein Gütchen, zwei Meilen von hier, hat eine schöne, einsame Lage und reizende Parthien umher. Ich werde Sorge tragen, daß alles angeschafft wird, was zum angenehmen Schäferleben gehört. Damit wir keine Zeit verlieren, wollen wir sogleich hingehn und unsere Schäferinnen einladen. Morgen Abends fahren wir hinaus.“

„Ich muß wohl zurükbleiben,“ sagte Rohrbach traurig. „Ihr Glüklichen habt geliebte Freundinnen, die euch eine solche Bitte gern gewähren, und es mit Anstand thun können. Aber ich — Und daß ich ein grämlicher Zeuge eures Glükes seyn soll, werdet ihr nicht verlangen.“

„Um Ihrer Freunde willen,“ erwiederte Lindenhayn lachend, „müssen Sie Sich entschließen, einmal mit einer Gleichgültigen schön zu thun. Ich werde meine Schwester unter dem Vorwande mitnehmen, daß sie die Wirthin machen soll. Es versteht sich, daß wir Schäfer keiner bedürfen.“

Rohrbach erröthete. Schon lange liebte der junge Dichter die reizende Wilhelmine; aber die sechzehnjährige Schöne war noch zu unbefangener Unschuld, um darauf zu achten. Sie ahnete kaum, was seine Seufzer und sein Händedruk meinten.

Wir kehrten zur Gesellschaft zurük, um unsre

Gebieterinnen in das Geheimniß zu ziehn. Theone hörte Erlau sehr aufmerksam an, und nikte ihm dann mit ruhiger Grazie ihre Einwilligung zu. Die sanfte Rosalie that einige furchtsame Fragen, ehe sie mir erröthend ihr „Ja!" lispelte. „Wann reisen wir ab?" rief die lebhafte Henriette, als sie Lindenhayns Vorschlag hörte. Wilhelmine, die Rohrbach in der Entfernung zagend beobachtete, warf ihrem Bruder eine Rose ins Gesicht, und hüpfte ans Klavier, einen Walzer zu tändeln.

Ich behaupte kühnlich: die guten Mädchen erwarteten den folgenden Tag so sehnsuchtsvoll, als wir. Um vier Uhr Nachmittags fuhren wir ab, dem städtischen Anstande gemäß, unsre Schönen in Einem Wagen, und wir in dem andern. Wie lang schien uns der Weg, obgleich jeden Augenblik ein Paar Köpfe zu den Fenstern herausnikten, liebkosende Nekereien zu rufen!

Lindenhayns Pachter empfieng uns mit der Anzeige, daß alles bereit sei. Kaum hatten wir uns erholt, so öffnete Lindenhayn ein Cabinet, und zeigte den Frauenzimmern auf einem Tische vier vollständige Hirtinnen-Kleidungen. Sie schrieen laut auf, alles so geschmakvoll zu finden. „Das ist für mich!" rief Wilhelmine, und eignete sich ein weißes Gewand mit rosenfarbenen Bändern zu. Rosalie nahm ein himmelblau und weiß gestreiftes Kleid; Theone ein pfirsich-

farbenes mit weißem Mieder; und Henriette versuchte ein strohgelbes zu ihrem braunen Haare.

Im anstoßenden Cabinette waren vier Schäfermasken für uns. Wir hatten unsre Toilette bald vollendet, und klopften dann an die benachbarte Thür, unsre Dienste anzubieten. „Fort!“ rief Wilhelmine, die eben noch ihr Knieband knüpfte. Ihre Freundinnen waren weniger strenge: wir lärmten herein. Der glükliche Erlau durfte das Schnüren des weißen Mieders vollenden. Lindenhayn stekte einen Blumenstrauß an einen hochwallenden Busen, und gewann dabei einen leichten Schlag auf die frevelnden Lippen. Rosalie erlaubte mir, ihre sonnengelben Loken zu ordnen, und den zierlichen Strohhut zu rüken. Nur Wilhelmine war allein. Sie bemerkte es erröthend, und zugleich, daß der schüchterne Rohrbach müßig da stand. Als er sich zögernd näherte, ward ihm vergönnt, die rothen Bänder zu knüpfen, welche die Aermel über den Elbogen von zwei vollen, weißen Armen befestigen sollten. — Zwar versuchten die Schönen mitunter, Aenderungen im Schäfer-Costüme zu machen; doch, eifersüchtig auf unsere Rechte, litten wir es durchaus nicht.

Erst als wir nun vor das Haus hinaushüpften, bemerkten sie ganz, wie schlau gewählt die Tracht war, zu der wir sie überlistet hatten. Bei jedem Schritt enthüllten sie ein schönes Bein; alle

ihre Reize waren bedekt, und alle verrathen. Verschämte Verlegenheit zürnte einige Augenblike auf ihren schönen Wangen; doch wir ließen ihnen keine Zeit zu Betrachtungen. Wir sind im Lande der Unschuld! jauchzten wir, und führten sie triumphirend in das Thal, das uns für einen glüklichen Tag Tempe seyn sollte.

Hier, am Ufer eines murmelnden Flüßchens, fanden wir große Haufen grüner Zweige geschichtet. Wir stießen Stangen in die Erde, und flochten Zweige zu einer Laube umher: eine errichteten wir für die geliebten Mädchen; eine für uns.

Ich winde einen Kranz! rief Henriette, und tanzte hin, Blumen zu suchen. Die andern folgten ihr, und zerstreueten sich im Thale. Wir glaubten die Grazien in Amathunt geschäftig zu sehn. Oft hielten wir inne, um ihnen mit frohem Seufzen nachzubliken: aber dann ermunterten wir einander wieder zur Arbeit, und eilten, um bald bei ihnen zu seyn.

Eben hatten wir vollendet, als sie Arm in Arm zurükkehrten. „Her zu mir, Damötas!" rief Henriette. Lindenhayn kniete vor ihr hin, und sie drükte ihm ihren Kranz um die Schläfe. Erlau und ich, wir beteten vor unsern Göttinnen an, und erhielten dieselbe Gunst. Wilhelmine spielte verlegen mit ihrem Kranze; heimlich that sie einen Seitenblik auf Rohrbach. Er bemerkte ihn; und so unentschlossen er da gestanden hatte, sank er

dennoch vor ihr nieder. Sie sezte ihm den Kranz schief auf; denn, indem sie es that, hüpfte sie schon wieder davon.

Wir standen auf; jeder umarmte seine Geliebte, und jeder rief: „So eign' ich dich zu meiner Schäferin!“ Nur Rohrbach sah sich traurig um; denn — wie furchtsam macht oft die wahre Liebe! — er wagte es nicht, seine schon fern von ihm gaukelnde Geliebte zu verfolgen. Wir haschten die flüchtige Spröde mit lautem Gelächter, und in Henriettens Armen mußte sie, troz ihrem Sträuben, dem blöden Schäfer den Kuß auf ihren Lippen gestatten. Er raubte zwei; doch die Worte der Weihe zu sprechen, getraut' er sich nicht.

„Du böser Bruder!“ rief Wilhelmine, als wäre sie zornig, und entführte Lindenhains Kranz. „Das bringt Rohrbach noch einen Kuß!“ rief er, und wir verfolgten sie. Neues Getümmel! Ihre Gespielinnen kamen ihr zu Hülfe. Wilhelmine wollte im Fliehen ihre wehenden Gewänder dem Winde entziehen, sah hinter sich, stolperte, und fiel — in Rohrbachs Arm, der mit Entzüken die verordnete Strafe vollzog.

Jezt traten die Mädchen in den Eingang ihrer Laube. „Vortreffliche Hauswirthe, ihr!“ sagte Rosalie. „Drei Wände und ein Dach, aber kein Hausgeräth; nicht einmal eine Schütte Stroh oder Heu zum Lager!“ Wir eilten fort auf die nahe Wiese, wo frisch gemähtes Gras in langen

Schwaden lag, und trugen große Lasten duftender Kräuter herbei. Hoch schwoll das Lager auf, das die schönen Glieder unserer Geliebten umfangen sollte. Sie hatten indeß einen Teppich vor dem Eingange der Laube befestigt, und weiße Tücher über das Lager ausgebreitet. „Nun bereiten wir auch das eurige!“ sagte Theone; und, so sehr wir auch widersprachen, begleiteten die Mädchen uns dennoch auf die Wiese. Lange vor ihnen legten wir unsere Lasten in der Laube ab, und eilten ihnen entgegen. Als sie so schwer beladen einher giengen, liebkos'ten wir ihnen. Sie wollten sich wehren: da lag ihre blumige Schütte weit verstreuet, und wir jagten uns lärmend auf ihr herum.

Feierlich ehrbaren Schrittes wandelte jezt die Pächterin mit ihren Mägden daher. Jede trug eine Schüssel, voll geronnener Milch, frisch gepflükter Früchte, lekerer Forellen und Schoten. Die Götter Arkadiens mögen es verzeihen! auch eine kalte Pastete ward aus der reinlichen Serviette hervorgethan, und vier Flaschen duftenden Steinweins und perlenden Champagners begleiteten sie. Er selbst, der ehrenfeste Pachter, trug die Flaschen: der wakre Alte kannte den Werth des Göttergetränkes zu gut, um es andern Händen anzuvertrauen. Manches volle Glas belohnte ihn.

Alle mußten sich zu uns lagern. Der freudige

Scherz lachte so fessellos und gewinnend um den Maulwurfshügel, der unsere Schüsseln trug, daß selbst die braune Mieke anfieng, von ihrem Töffel zu erzählen.

Bald hüpften wir wieder auf. Lindenhayn sezte sich auf einen Baumstrunk nieder, stüzte die Elbogen aufs Knie, und breitete die gefalteten Hände flach vor sich hin. Henriette knieete vor ihm; sie legte das Gesicht in seine Hände, und hielt ihre zierliche Rechte empor. Theone klappte sanft hinein. „Rosalie!“ rief sie; und wir jauchzten: „Gefehlt!“ Sie hob die Linke. Wilhelmine schlich herbei, spreizte die kleinen Finger weit aus einander, damit sie eine Männerhand schiene, und that einen weitschallenden Schlag. Aber Lindenhayn hatte mitleidig die Finger geöffnet, und Henriette errieth. Sie sezte sich jezt, und Wilhelmine knieete. Als sie das Händchen hob, drükte ihm Rohrbach den zärtlichsten Kuß auf. Das Herz der Schönen verrieth ihr den Thäter, und voll Verlegenheit rief sie; „Henriette!“ Wie lachten wir Alle! „So war es Rohrbach!“ sagte Wilhelmine mit verstelltem Unwillen.

Jezt sollt' er sein Gesicht in ihrem Schooß verbergen. Ob er wohl die Fassung gehabt hätte, oft fehl zu rathen? — Aber „zum Tanz!“ rief Wilhelmine, freudig, eine Ausflucht gefunden zu haben. Wir gaben ihr fröhlichen Beifall; denn von einem benachbarten Hügel tönten zwei

Hirtenflöten ins Thal. Die Jünglinge mußten näher kommen, und einen Tanz spielen, wie das Dorf ihn gern hört. Wir hüpften und walzten dazu im Mondenschein, bis dichtere Nebel den Wiesen entstiegen. Dann führten wir die lieblichen Mädchen zu ihrer Laube, sagten zärtlich „gute Nacht!“ und hörten sie noch lange scherzen und lachen, ehe wir in die unsrige schlüpften.

Welch ein Morgen folgte dieser Nacht! Noch stand die Morgenröthe am Himmel, als wir erwachten, und vor die Laube der Mädchen schlichen. „Ob sie noch schlafen?“ Wir lüpften die Eke des Teppichs. In reizender Unordnung lagen sie da, und ein süßer Morgentraum schien auf jeder schönen Wange zu brennen. Züchtig ließen wir den Teppich sinken, suchten auf der Wiese jeder einen frischen Blumenstrauß, kehrten zurük, und stimmten ein sanftes ländliches Morgenlied an. Bald riefen die Mädchen uns mit Schäfernamen zu; und noch hinter dem Teppich beschlossen sie gebieterisch: Erlau sollte Damon, und Rohrbach Thyrsis heißen. Lindenhayn blieb Damätas; aber — Palämon wird mir ewig der schönste Name scheinen: die sanfte Rosalie gab ihn mir.

Frisch, wie eben aufgeblühete Rosen, giengen die Mädchen aus der Laube hervor, noch mit flatterndem Haare. Sie tauchten die weißen

Arme in den Bach, und nezten die vollen Wangen, indeß wir das Frühstük anordneten. Unter einer dichtschattenden Eiche lagerten wir uns. Alle Mädchen waren reizender als je, indem sie ihre Träume erzählten, erröthend über das, was sie verschwiegen; alle Schäfer waren zärtlicher.

Arm in Arm wandelten wir durch den Erlenbusch am Ufer des Baches hin. Wir gelangten auf eine Wiese, wo Mäherinnen und Mäher rüstig ihre Schwaden wendeten. „Wer rafft am schnellsten den Schober? ihr Männer oder wir?“ sagte Rosalie scherzend. Wir ließen uns die Wette gefallen, und nahmen den Arbeitern die Rechen aus der Hand. Schon näherte unser Schober sich der vollendenden Spize, und der ihrige reichte ihnen noch kaum über das Knie. Auf einmal stürmten die losen Mädchen herbei, schlugen ihre Rechen in unsern Schober, und zerrten ihn mit lautem Gelächter weit aus einander. Halt! riefen wir; halt! und warfen die Rechen hin, die Bosheit zu strafen. Da flatterten sie, leicht wie Oreaden, vor uns her durch die Wendungen des Thals davon. Erst auf dem Abhange des Hügels, den sie hinaufflohn, erreichten wir sie.

Auf seinem Gipfel stand eine Hütte, und vor ihr eine Stadt von Bienenstöken. Wir schlichen uns vorsichtig um die Hütte herum, und bewun-

derten lange die rastlose Emsigkeit, mit der die kleinen Vögelchen zu den Aesten der blühenden Linden empor, und wieder zurük summten. Ihr Eigenthümer bemerkte uns; und mit der redlichen Gastfreundlichkeit des Dörfers bracht' er uns in einer reinlichen Schale Waben zum Geschenk, die er erst am vorigen Abende geseidelt hatte. Frohlokend nahmen die Mädchen das schöne Geschenk in Empfang; aber eine Biene, angezogen vom Honig-Geruche, verfolgte uns. Zornig summte sie lange um uns her: plözlich haftete sie auf Henriettens Busentuch, und krümmte eifrig den Leib, den doppelten Flor zu durchstechen. Henriette stieß ein Geschrei aus. Sie riß in Angst das Tuch vom Naken, und schleuderte es weit von sich. Wir alle sahen den schönen Hals, die weissen Schultern entblößt. Die Mädchen errötheten; eifersüchtig aber erröthete auch Lindenhayn. Er warf seinen Kranz um den blendenden Hals, ehe er hinsprang, das Tuch von dem erzürnten Insekte zu säubern.

„O, laß sie leben!" rief Wilhelmine. Lindenhain schlug das Tuch aus einander, und die undankbare Biene flog ihrer Retterin in das Haar. Auf Wilhelminens ängstliches Geschrei nahm Rohrbach sie aus den Loken: sie stach ihn in die Hand. „Armer Mann!" sagte das Mädchen gerührt. Sie selbst zog den Stachel aus der Wunde, hauchte die gestochene Stelle an, und, so

heimlich sie es auch that, bemerkten wir doch alle, daß zwei niedliche Finger die Hand drükten, die Wilhelmine mit frischer Erde rieb. Der Glükliche!

Kaum hatten wir das lekere Mahl in unsre Laube geborgen, so schwamm ein breiter Kahn hinter dem Hügel hervor. Grünende Birkenäste bogen sich über ihm zu einem Schirmdache zusammen, und zwei Bursche lenkten ihn herbei. Wir stiegen hinein. Erlau ergriff das Steuer, und ich die Ruder. Wie selig war ich! So oft ich mich im Rudern vorwärts beugte, näherten sich meine Lippen Rosaliens Knieen, und sie that, als bemerke sie nicht, daß ich zuweilen einen leichten Kuß auf sie wagte.

Wir fuhren das Flüßchen hinan. Es bildet an einem Orte eine Insel, und in ihrer Mitte ein rund umschattetes Beken. Welch ein Badeplaz! flisterte Henriette Theonen ins Ohr. Der Boden ist sicher, sagte Lindenhain. Wir sezten die Mädchen auf der Insel ab, und ruderten hundert Schritte weiter, in eine andere buschige Krümmung des Flusses. Noch ehe wir ins Wasser sprangen, hörten wir schon die Mädchen plätschern und lachen. Wir riefen ihnen zu; unserer Ehrfurcht gewiß, antworteten sie. Im Vertrauen: jeder von uns erröthete vor Bildern der Phantasie, die er nicht zu gestehen wagte. Erst als die Mädchen uns riefen, stießen wir ab zu ihnen.

Wie reizend waren sie in ihren zerstörten Gewändern!

Langsam trugen die kleinen Wellen den Kahn zurük. Wir ließen die Ruder ruhen, und jeder schmiegte sich zu seiner Schönen in den Schatten. Wir erzählten abwechselnd, und die Mädchen sangen, indeß der Bach uns wiegte.

Rohrbach nahm seine Laute, die den sinnigen Dichter fast nie verläßt. Er that einige wilde, schwärmerische Griffe, und begann:

Wohin ich blike, seh' ich dich! Dein Bildniß lacht
Aus jeder Wolke mit Auroren Pracht.
Es schwebt vor mir das Blüthenthal entlang;
Es winkt im Hayn von jeder Rasenbank.

Dein Seufzen fächelt in der Frühlingsluft,
Dein Athem labt mich in der Rose Duft!
Und wenn ich schlummre, rauschet mich der Bach
Aus einem Traum von dir, mit deinem Namen wach! —

Er hatte, indem er es melodisch sprach, seinen zärtlichen Blik fast nicht von Wilhelminen verwendet; und das reizende Mädchen, roth wie der anbrechende Morgen, wagte es zwar nicht, die langen Wimper aufzuschlagen: doch Mißvergnügen verrieth ihre schöne Verlegenheit nicht.

Hoch und brennend stand die Sonne im Mittage, als wir bei unsern Lauben landeten. Wir eilten mit dem Mahl, um nach dem ermüdenden Bade zur Sieste zu kommen.

Ein Paar Stunden waren wir schon über den Mittag hinaus, und wir schlummerten noch: da flogen uns einige Handvoll Blumen gerad' ins Gesicht. Wir sprangen auf: ihr Lachen verrieth uns die losen Mädchen bald im nahen Erlengebüsche.

Wilhelmine schlug vor, im Walde Beeren zu lesen. Sie gieng an Rohrbachs Arm vorauf. Bei jedem ablenkenden Fußpfade verschwand eins der folgenden Paare hinter ihr, und als sie an einer Stelle, wo urväterliche Buchen sich in einem Halbzirkel zu einander hinüber lehnten, ihren Gespielen ihre Freude darüber mittheilen wollte, bemerkte sie mit bangem Erröthen, daß sie mit Rohrbach allein war. — Ihr Nymphen des Waldes zu Buchenthal! Sahet ihr je vier so glükliche Paare in eurem Schatten gelagert?

Wie schnell flossen uns die seligen Stunden hin! Die Abenddämmerung würde uns hier überrascht haben, wenn uns nicht ein dichter Sturzregen und ein weitrollendes Gewitter verscheuchet hätte. Wir flohen nach Hause, und fanden uns in der Stube des Pachters zusammen, indeß der Regen schon niedergoß. Nekend untersuchten wir das Gefundene. Alle Hüte waren leer; nur Henriette hatte einige halbreife Beeren beisammen. Dafür sah sie verstört aus, und ihre Heiterkeit hatte sich in ernstes Sinnen verwandelt.

Auf Rohrbachs Gesicht glänzte verklärende Freude. Im ersten einsamen Augenblik entdekt' er Lindenhayn, er habe das holde Mädchen um Liebe gefleht: — sie habe gewähret.

Eben rollten unsre Wagen in den Hof. Zufrieden, aber nicht gesättigt von dem genossenen Glüke, kehrten wir in die Stadt zurük. Der Himmel hatte sich wieder aufgehellt; jeder Baum, jeder Strauch duftete Wohlgeruch, und die Lerchen wirbelten der sinkenden Sonne ihr Lebewohl zu.

Wir hatten einen glüklichen Tag verlebt: aber der folgende Monat gab uns einen noch glüklichern. — Als er in diesem Sommer wiedergekehrt war, fuhren wir noch einmal nach Buchenthal hinaus, ihn zu begehen: doch keine geliebten Mädchen begleiteten uns mehr. Jede war eine zärtliche Gattin geworden. Auch ward nicht wieder im Mondenscheine getanzt; es hätte ihren Säuglingen schaden können. —

Wir errichteten den Waldgöttern und der Freude einen Rasenaltar; wir pflanzten vier Rosenstöke hinauf, und gelobten uns Hand in Hand ewige Freundschaft, und lange, lange Liebe.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Merkel, Garlieb Helwig,

Erzählungen

Bd.: 1. (1802). - 152 S.

Berlin 1802

P.o.germ. 930 bb-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114724-7